Oekonomische
Abhandlungen.

Von

F. C. Medicus,

Churpfalzbaierischem Regierungsrathe, ordentlichem
Mitgliede der Churbaierischen Akademie der
Wissenschaften ꝛc.

Erstes Bändchen.

Leipzig, 1805.
bey Heinrich Gräff.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

I. Stadt= und landwirthschaftliche Beobachtungen,

bei einer

kleinen Reise im Jahre 1772 gesammlet.

Ich habe vom 16ten bis zu dem 22ten Mai eine ganz kleine Reise an dem Laufe des Neckars in den Odenwald gethan, und dabei Gelegenheit gehabt, verschiedene Beobachtungen über die wirthschaftliche Verfassung dieser durchreisten Gegenden zu machen. Da ich glaube, sie möchten Einem oder dem Andern nicht unangenehm seyn, so will ich sie hier mittheilen. Meine Reise gieng von Mannheim nach Eberbach, und in der Rückreise habe ich die nämlichen Gegenden durchwandert; was ich gesehen, will ich so erzählen, wie ich es in der Rückreise wieder geprüfet habe, und deßwegen bei Eberbach anfangen.

Bei Heidelberg erheben sich die großen Gebirge, die den Odenwald ausmachen; der Neckar schlängelt sich durch einen Theil derselben herunter, auf beiden Seiten dessen Ufers sind meistens hohe, auch sehr steile Berge. Das Thal zwischen denselben ist oft so enge, daß kaum ein Weg auf beiden Seiten des Neckars übrig bleibet, oft ist es auch breiter, und die schönsten Wiesen zieren diese im Frühjahre reizende Thäler. Da, wo sich die Gebirge mehr eröffnen, und ein weiteres Thal entstehet, findet man ein Städtchen hingebauet, deren Einwohner meist vom Handel, Handwerken, Ackerbaue und der Viehzucht zugleich leben; doch ernähren sie sich mehr vom Handel und Handwerken, als vom Ackerbaue, obgleich vielleicht keiner da ist, der nicht den leztern mit seiner Hauptbeschäftigung verbindet; aber er ist mehr ein Nebenwerk, und die Landwirthschaft dieser Gegend muß daher mit billigen Augen betrachtet werden, indem sie noch in ihrer Kindheit ist, und merkwürdige Verbesserungen erwartet.

In einer solchen Gegend liegt Eberbach, ein Städtchen, dessen Einwohner in den neuern

Zeiten durch Fleiß und Emsigkeit sich in gute Umstände versezt haben. Das Thal, so in der Gegend des Neckars sich bildet, ist hier schon von beträchtlicher Größe, außerdem öffnet sich in dasselbe noch ein anders sehr beträchtliches Thal, durch welches die Ilsensbach strömet. Zudem sind auch einige Gebirge etwas platter, und erlauben den Feldbau. Dieses verursachet, daß in den Thälern dieser Gegend die schönsten Wiesen in sehr großer Anzahl sind, von welchen der größte Theil kann gewässert werden; die Einwohner verstehen diese Kunst nicht übel, und die meisten ihrer Wiesen sind sehr wohl mit Kanälen durchschnitten, in welche sie zu bestimmten Zeiten das Wasser hinein lassen. Sie sind in ziemlichem Werthe, und ein Morgen stehet zwischen 200 bis 400 fl. im Preise. Außer den Wiesen trift man bei dem Städtchen fruchtbare Gärten und Krautfelder an, die die Einwohner mit Gemüsen reichlich versorgen; der emsige Arbeiter bauet die Anhöhen, und nicht gar zu steilen Berge in der Nachbarschaft des Städtchens mit Früchten an, und ich habe schöne Fluren, die eine gute Erndte

versprachen, da gesehen. In der mehr entferntern Gegend aber ist eine Art zu bauen eingeführet, die ich etwas umständlicher erzählen will.

Die hohen Gebirge in diesen Gegenden sind durchaus von oben bis unten mit Waldungen bewachsen. Diese sind meist in zwölf Theile abgetheilet. Alle Jahre wird ein solches Stück der Bürgerschaft gegen einen sehr leidentlichen Zins angewiesen, welcher Plaz nächstdem unter sie in gleiche Theile nach dem Loose getheilet wird. Bei Eberbach sind die meisten Waldungen der Gemeinde, viele davon auch herrschaftlich; leztere werden Loosweise zu 15 Gulden, oder auch noch höher, versteigt, die erstere aber gegen Zins von 2 Gulden an die Bürgerschaft abgegeben. Ein jeder begiebt sich dann mit Frau und Kinder in sein ihm zugefallenes Loos, und fället alle Bäume, bis auf die ausgezeichneten Hauptstämme; hierauf hauen sie alle Aeste ab, und reinigen sie von den Reisern; die Stämme und Aeste des eichenen Holzes werden alsdann geklopft, und dadurch mit leichter Mühe von ihren Rinden entblößet.

Diese Rinden binden sie zusammen, hauen das entblößte Holz zu Klafterholz, und führen es aus dem Walde. Das andere Holz hauen sie ebenfalls zu Brennholz; oder wenn Birken- und Haselholz sich in ihrem Loose vorfindet, so bereiten sie solches für die Kiefer und Wagner.

Ist auf diese Art das Holz bei Seite geschaffet, so setzen sie die übrig gebliebenen Reiser auf verschiedene Haufen, und verbrennen solche; die Asche rechen sie auseinander, säen Heidenkorn auf das eingeäscherte Land, und hacken Saamen und Asche miteinander unter. Nach der Erndte des Heidekornes, säen sie Korn oder gemischte Frucht auf die Stoppeln, hacken den Saamen abermals ein, und ziehen alsdann die zweite Frucht heraus. Unter dieser Zeit haben die Wurzeln wieder ausgeschlagen, und nun bleibt das ganze so bearbeitete Feld wieder zu Wald liegen, bis es nach zehen oder mehreren Jahren abermals umgehauen, und auf gleiche Art besäet wird.

Diese Arbeit wird im Frühjahre vorgenommen, wenn die Bäume in vollem Safte stehen, weil alsdann die Rinde sich leichter absondert;

deßwegen erwählet man auch Heidekorn zur ersten Aussaat, weil dieß nach 16 Wochen schon eingeerndtet werden kann, und überflüßige Zeit zur zweiten und eigentlichen Hauptsaat verstattet.

Das auf ihren Loosen gestandene und nun gefällte Holz wissen die Einwohner wirthschaftlich zu benutzen; die Rinden werden in kleine Büscheln gebunden, in Nachen geladen, nach Neckargemünd und weiter herum geführet, wo sie an die Lohgerber sehr gut verkaufet werden. Ein Wagen voll, den zwei Ochsen hinweg ziehen, kostet zwischen 18 bis 20 Gulden, und diese Waare wird sehr gesucht; das gefällte Holz ist für die Bäcker von Werth, das übrige wird zu Brennholz gehauen, und entweder zum eigenen Gebrauche verwendet, oder sonst an Mann gebracht. Auf diese Art hat der Bürger drei Erndten in zwei Jahren einzuthun, eine Holzerndte und zwei Fruchterndten; er muß es zwar sauer erwerben, indessen hat er doch dadurch Gelegenheit, seine Familie zu ernähren. Es ist gewiß angenehm, den emsigen Arbeiter an dem steilen Berge hängen zu sehen, wie er bald den Wald fället, bald die gehauene

Stämme schälet, bald den Saamen einhacket; er verrichtet diese schwere Arbeit mit Vergnügen, weil sie ihn mit Brod und Geld versorgt *).

Unter den Handwerkern zeichnen sich vorzüglich die Gerbereien aus, die überhaupt von hier bis nach Heidelberg ein sehr einträglicher Nahrungszweig sind, weil das Wasser ungemein gut und vortreflich zu Zubereitung des Sohlenleders befunden wird.

Die Viehzucht ist ein beträchtlicher Nahrungszweig. Ich habe die beiden Heerden daselbst auf 400 Stück Milchvieh geschätzet, und recht schönes Vieh darunter gesehen. Ungeachtet der vielen Wiesen treiben sie doch ihr Vieh im Sommer auf die Weide, und verkaufen ihr Heu; es wäre zu wünschen, daß diese sehr üble Haushaltung von den Bürgern abgeändert

*) Ich habe in meinen neuern Schriften diese ganz eigene Art von Forstwirthschaft in der Folge näher beleuchtet, und auch die Beispiele aus andern Gegenden gesammlet. Eigentlich ist es Schlagwirthschaft, und sie hätte bei diesem wichtigen Theile der Forstwirthschaft wahre Aufklärung gegeben, wenn man sie gehörig gewürdiget hätte. A. d. V. von 1804.

würde, und daß sie den Nutzen der Stallfütte-
rung einsehen möchten. Würden sie dieses Heu
bei eigenem Viehe verfüttern, so müßten sie
durch die Zuzucht ungleich mehr Geld, als aus
dem Heu erlösen. Der dadurch gewonnene
Dung würde eitel Gewinnst seyn, und in der
Verbesserung des Ackerbaues einen neuen und
beständig anhaltenden Vortheil abwerfen. Es
sind wirklich einige Einwohner da, die den
Schaden des Viehtriebes einsehen, und ihr
Vieh im Stalle füttern. Klee wird noch gar
wenig gebauet, ob er gleichwohl, vorzüglich der
Esparzet, an den Bergen sehr gut gedeihen,
und zum Wohlstande der Einwohner viel bei-
tragen müßte. Auch wäre zu wünschen, daß
man die Wiesen, so man nicht wässern kann,
mit ewigem oder rothem Klee besaamete, und
wechselsweise mit Frucht bauete. Die unter-
sten Theile der Waldgebirge könnte man auch
den Einwohnern als Eigenthum verkaufen, weil
gar vieles sowohl zum Klee- als Fruchtbaue ge-
legen wäre.

Der wenigste Theil Einwohner bauet seine
Frucht für das ganze Jahr, sondern sie müssen

noch vieles kaufen. Der Arme ißt Brod von Heidekorn, auch der Reiche mischt davon unter sein Kornbrod.

In dem Städtchen ist eine sehr lobenswürdige Polizeiordnung. Alle Samstag ist ein da wohnender Müller verbunden, gegen Abend zwei Stunden lang sein Mühlwasser durch die Stadt laufen zu lassen, um damit die Straßen zu reinigen; auch in dem Falle einer Feuersbrunst ist er zu dieser Wasserabgabe verbunden, welches den Einwohnern sehr nützlich ist.

In dem Garten eines Müllers habe ich einen schönen Buchsbaum gesehen, dessen Stamm mit samt der Krone bei 7 Schuh hoch ist; im Durchmesser mag der Stamm bei 2 1/2 Zoll dick seyn; dieser Stamm ist schon alt. Noch ein anderer ohngefähr 5 Schuh hoher Stamm stehet nicht weit davon.

Noch muß ich bemerken, daß ich hier eine sehr preiswürdige Sparsamkeit in dem Holzbrande bemerkt habe, obgleich die Einwohner im Holze wohnen; aber sie wissen den Werth dieser Waare besser als andere Holzländer, die

ich kenne, und verstehen das, was sie ersparen, in Geld zu verwandeln.

Zwei Stunden von Eberbach liegt Hirschhorn, ein angenehmes, aber, wie es scheint, nicht gar reiches Städtchen, das in das Mainzische gehört; hier sind die meisten Häuser sehr alt, auch schlecht unterhalten, und einige Wohnungen scheinen den Umsturz zu drohen. Die eine Reihe Häuser der Hauptstraße hänget am Berge, die andere Reihe, nebst den Nebenstraßen, erstrecket sich bis an den Neckar; so eng ist dieses Thal diesseits dem Flusse. Jenseits aber liegt ein angenehmes Thal, das einen Kessel bildet, einige dieß Thal umgränzenden Berge sind platter und angebauet, die meisten aber sehr hoch und jähe. Ich wunderte mich, ihren Kirchhof über dem Flusse zu sehen, wo er bei der Ziegelhütte ist. Alle Todten müssen hier übergeschifft werden, und hier kann man sich der Alten fabelhaftes Uebersetzen der abgelebten Geister über den Stix ganz natürlich vorstellen.

Uebrigens ist hier der nämliche Handel, Ackerbau, Wiesenbau und Schifffahrt, wie bei

Eberbach, nur alles weit geringer. Ihre Vieh-heerden sind nicht mit jenen zu vergleichen; mit Verwunderung sah ich ihre Heerde Kühe auf den höchsten Bergen und an dem Hange derselben, wie Gemsen, klettern, um ihre Nahrung zu suchen. Diese traurige Haushaltung ist nun freilich in dem ganzen Neckarthale zur Gewohnheit worden; aber es ist nicht zu begreifen, wie man den Schaden davon nicht schon längstens eingesehen hat. Wenn man nur berechnet, wie viele Kräfte das Vieh täglich zusetzet, diese entsezliche Berge hinan zu klettern, und wieder herab zu steigen, und den sonstigen Milch- und Dungschaden in Anschlag bringt: so ist es ja ganz klar, daß diese elende Bergweide zu weiter nichts dienet, als blos das Vieh bei Leben zu erhalten. Alle Aussichten zum Gewinnste sind hier eitle Hoffnungen. Wollte man ja diese Bergweiden benutzen, so könnte man, nach Art der Schweizer, Sennereien anlegen, und dem Viehe den erstaunenden Hin- und Herweg ersparen; doch müßte man einer solchen Bergschweizerei nachhelfen, weil das Gras hier sehr klein und elend ist.

Ueberhaupt wäre dieser Gegend durch die Stallfütterung außerordentlich aufzuhelfen. Die hangenden Berge laden den Bewohner recht zum Esparzetbau ein, aber leider! man kennt hier das herrliche Futterkraut nicht, dessen starker Anbau dem ganzen Neckarthale in 10 Jahren ein ganz anders Ansehen geben müßte *).

Eine halbe Stunde unter Hirschhorn ist ein Hof, so der Neckarhauserhof heißt, und blos vom Ackerbaue lebt; er bestehet aus mehreren Häusern, und dergleichen Höfe könnten in dieser bei zwei und einer halben Stunde langen Hirschhorner Gemarkung noch mehrere angelegt werden. Aber zwischen Eberbach und Neckargemünd in einem Thale, das eine starke Stunde lang ist, habe ich nur unweit Eberbach, jenseits des Neckars, das Dorf und hier diesen Hof gesehen; ein klarer Beweis, daß durch gute Polizeianstalten in dieser Gegend noch herrliche Verbesserungen möglich sind.

---

*) Dieß alles hat sich in der Folge durch den häufigen in Aufnahme gekommenen Kleebau zum Verwundern bestätiget. A. d. V. von 1804.

Neckarsteinach ist das dritte Städtchen an dem Neckar, so in das Bischöflich=Wormsische gehöret. Vormals war hier, wie in Eberbach und Hirschhorn, der nämliche Ackerbau und Handel, aber seit zwei Jahren ist ihnen keine Waldung zum Aushauen zugefallen. Die Ursache ist mir unbekannt, ob ich gleich nach meiner Einsicht diese jährliche Austheilung von Waldung bei der noch andauernden Kindheit des Ackerbaues in selbiger Gegend für Klugheit halte, ohne welche diese Städtchen bald in elende Dörfer verwandelt, und ihre Einwohner zum Auswandern verleitet werden würden.

Hier fangen die Steinbrüche an; diese gehen die ganze Länge bis nach Heidelberg hinunter, und verursachen eine zwar sehr schwere, aber doch einträgliche Arbeit. Der Fleiß dieser Leute ist zu bewundern, wie sie mitten in den Gebirgen in den Felsen arbeiten, und bald Mauersteine brechen, bald zu gehauenen Steinen solche zubereiten. Die erstere werden aus der Werkstätte den Berg herunter geworfen, wodurch große Steinrutschen entstehen. Da fallen sie in den Neckar, oder an das Ufer

desselben, wo die Schiffleute solche alsdann den Steinhauern abkaufen, einschiffen, und weiter verführen. Im Winter können diese Leute nicht arbeiten, sondern sie decken das Gebirg zu, damit ihnen der Frost keinen Schaden thue. Bei schönen Hornungs-Tagen räumen sie ihre Werkstätten auf, damit sie das künftige Frühjahr gleich wieder mit Brechen der Steine anfangen können. Und diese Nothwendigkeit, die Arbeit einzustellen, und der Mangel am Verdienste im hohen Winter verursachet, daß viele dieser Leute nicht sehr vermögend sind. Ein früher und lang anhaltender Winter wirft sie, wie den Weinbauer ein schlechter Herbst, weit zurück.

Neckargemünd ist das vierte und lezte Städtchen in dieser Gegend. Sie ist die schönste von allen, hat sehr wohlhabende Bürger, und im Kleinen das Gewühl einer Stadt. Der Wasserzoll, der hier angelegt ist, macht gar viele Nahrung; und an dem Lauer, wo die Waaren aus- und eingeladen werden, ist eine anhaltende Emsigkeit, und viele Nachen und Schiffe. Die Bürger leben hier meist vom Handel oder

Handwerken, unter welchen die häufigen Gerbereien und die Steinbrüche die vornehmsten sind. Auch ist Neckargemünd wegen seinem irdenen Geschirre berühmt, das weit und breit verführt und gesucht wird. Die Häfner kaufen ihre Erde eine Stunde von der Stadt, zu Hilsbach; hier wird sie bergmännisch gegraben; oben ist ein rundes Loch, wie ein Brunnen, meist 3 1/2 Schuh im Durchmesser, über demselben ist ein Haspel angelegt, mit welchem sie die Arbeiter in einem Korbe hinunter lassen, und herauf ziehen. Wenn sie auf dem Thone sind, graben sie die Gegend aus, unterbauen die dadurch entstandenen Höhlen, und haspeln den gewonnenen Thon heraus. Diese Arbeit können sie nur Winters verrichten, weil im Sommer in diesen unterirdischen Höhlen kein Licht brennt; der Dunst ist alsdann gefährlich, und vor zwei Jahren ist ein Mann elendig darin gestorben, der einen schon halb Erstickten großmüthig retten wollte, bei dem Heraufziehen aber doch vom Dunste überwältigt wurde, und wieder hinunter stürzte. Den ersten hat man mit Mühe gerettet. Selbst habe ich diese

Gruben nicht gesehen, und weiß auch nicht, ob die Leute ein Mittel wissen, die Schädlichkeit dieser Dünste zu verhüten. Diese Thongruben sind meist viele Klafter tief, indem der Thon gar weit unten steht; ein Wagen voll, den zwei Ochsen ziehen, und der aus zwei Seitenbrettern, und eines Brettes breit, jedes zu 10 Schuh Länge, besteht, wird für 2 fl. in Neckargemünd verkauft.

Nicht weit davon, zu Zuzenhausen, wird auch ein Thon gegraben, der aber erst einer besondern Bearbeitung benöthigt ist. Sie müssen ihn dörren; ist er trocken, so wird er mit Dreschflegeln klein gemacht, durch ein Sieb geworfen, und alsdann erst angefeuchtet; nach dieser Bearbeitung kann er in den Töpferwerkstätten verbraucht werden.

Diese Beschäftigung ist für die Einwohner vortreflich. Bei den vom Ackerbaue müßigen Sommerstunden führen sie den Thon nach Neckargemünd und zu den benachbarten Töpfern, und verwandeln ihn in Geld. In den müßigen Wintertagen aber wird er gegraben.

In Neckargemünd ist auch der Holzhandel ein mächtiger Nahrungszweig. Hier siehet man beständig Holz, das aus den Gebirgen kommt, einladen, ganze große Nachen mit Eichenrinden werden hier bald ausgeladen, bald weiter geschickt. Wingertspfähle, Holzkohlen, Holz zu Faßreifen, Borde u. s. w. werden von den hiesigen Handelsleuten eingekauft und weiter versendet; und dieß macht, daß auch die Schifffahrt ein sehr beträchtlicher Nahrungszweig ist.

Da die Gemarkung klein ist, so ist auch der Ackerbau und die Viehzucht sehr gering. Auch diese Einwohner haben jährlich zugewiesene Waldstücke, die sie, wie oben gemeldet, vom Holz raumen, und einsäen. Hier bemerkte ich, daß die zweijährigen Besitzer eines solchen Waldstückes das ihnen zugewiesene Feld gemeinschaftlich gegen das Wild einzäunen, und von den abgehauenen Reisern einen todten Haag darum ziehen. Unfehlbar wird es überall geschehen, sonst würde das Wild alles zu Grunde richten. In dem Bischöflichen zu Neckarsteinach hat man zum großen Troste der Unterthanen es brav auf den Kopf geschossen.

Eine eben so heilsame Verordnung ist in dem Kurpfälzischen ergangen; aber unglücklicher Weise sehen die Jäger da kein Wild, wo der arme Bauer es schaarenweis ansichtig wird.

In das Thal, worin dieß sehr angenehme Städtchen liegt, eröffnet sich noch ein anderes Thal, durch welches die Elsensbach fließet. Beide Thäler sind fast lauter Gärten, die mehr Baumgärten, als Gemüs- und Krautäcker gleich sehen. Es wird daher hier sehr viel Obst gezogen, daraus Aepfel- und Birnwein gekeltert wird, und einen sehr angenehmen Wein giebt. Es giebt Leute, die ordentlichen Cider pressen, und bei denen man einen sehr guten Vorstdörfer-Aepfelwein rc. vorfinden soll. Ausserdem wird auch vieles aufgedörret. Ich habe mir von einem bewährten Zeugen sagen lassen, daß der vorige reformirte Geistliche, welcher als ein Besoldungsstück auch diesen Zehenden hat, alles Obst, so er frisch oder gedörrt verkaufen konnte, auf diese Art sehr bemüht war, abzusetzen; was er zu Heidelberg und in andern Gegenden nicht anzubringen wußte, ließ er keltern, und erhielt gar oft in guten Obstjahren

nah bei drei bis vier Fuder Aepfelwein. Dieß kann einem Jeden eine Vorstellung von der Menge Obstbäumen in dieser kleinen Gemarkung beibringen.

Ich habe hier eine sehr schöne Brücke aus einem Bogen über die Elsensbach gesehen, die der abgelebte Baumeister Rischard gebauet; die Bogenweite mag bei 60 Schuh ertragen, und ihre Anlage ist recht schön. Unweit Eberbach hat dieser geschickte Maurermeister auch eine solche, nur etwas kleinere, angelegt.

Bei Neckargemünd gehet die Landstraße auf der Seite hier nach Moßbach; hier habe ich mich von meinem Wege entfernet, um das mir schon so oft gelobte Langenzell, ein Landgut des Herrn Regierungsrathes von Wrede, zu betrachten; es liegt eine starke Stunde von Neckargemünd, und die dahin führende Chaussee verdienet allerdings wegen ihrer Schönheit und Güte gelobt zu werden. Auf beiden Seiten ist sie mit Maulbeerbäumen besezt.

Gleich am Anfange dieser schönen Landstrasse habe ich noch Gelegenheit gehabt, die Emsigkeit der Neckargemünder zu bewundern; man

hat ihnen die auf beiden Seiten des Weges befindliche schmale Fläche, die sonst mit Wald besezt gewesen, eingeräumt. Diese Ebene haben sie mit vieler Mühe nicht allein von den Wurzeln der Bäume befreiet, sondern auch die häufigen großen Mauersteine heraus geschafft, und die Gränzen dieser neu erworbenen Stücke durch eine Mauer befriedigt, die sie vor dem gewaltsamen Einbruche des Wildes sichert. Diese Arbeit haben sie bis an die Gränzen ihrer Gemarkung fortgesezt, und so viel ich gesehen, haben sie diese Gärten meist mit Grundbieren angelegt, oder zu Krautäckern zubereitet. Viele aber davon würden sich besser zu Kleestücken schicken, wodurch ihrer Viehzucht besser könnte aufgeholfen werden, die hier gar unbeträchtlich ist. Ihre Nachbarn in der Gemarkung, die Einwohner von Wiesenbach, haben angefangen, ihrem Beispiele zu folgen.

Mit der Wiesenbacher Gemarkung fangen sich die Berge an sehr zu öffnen, und man findet hier schon weitaussehende Flächen oder Hügel, die durchaus gebauet sind. Wiesenbach selbst bestehet aus zwei Dörfern, die einen

Büchsenschuß voneinander entfernt sind; da ich nur durchgegangen, so habe ich weiter nichts bemerkt; an den Gränzen ist ein kleiner Wald, an welchem die Gemarkung von Langenzell anfängt. Dieß Landgut liegt in einem langen Thale, das mit sanften Anhöhen umschlossen ist, von welchen die eine mit Wald bewachsen, die andere aber angebauet wird.

Dieses Landgut ist in aller Absicht merkwürdig, indem sein sinnreicher Besitzer es dem Hofmanne angenehm, dem Oekonom aber unterrichtend gemacht hat; beide werden mit Vergnügen hier der Landluft genießen. Ich überlasse die schönen Gärten, das mit Bäumen angenehm besezte Amphitheater, die reizende Allee an dem Ende des Waldes u. s. w. den erstern, und will nur von der Landwirthschaft reden.

Das Thal ist schmal, aber sehr lang, und lauter Wiesengrund; vorhin lief ein Bach dadurch, der wegen seinem seichten Bette die Wiesen versäuerte. Es war also eine sehr nüzliche Arbeit, diesen Bach auszuheben; und damit er sich nicht wieder züschleimen möchte,

sind seine beiden Seiten von unten bis in die Hälfte mit großen Steinen, die übrige Hälfte aber mit übereinander gelegten Wasen ausgemauert, so daß nicht allein die Ufer fest sind, sondern auch das Bett des Flusses mit leichter Mühe kann gereiniget werden, wofern es sich mit der Zeit wieder zulegen wollte. Bei dieser Gelegenheit hat der Herr Besitzer die unnöthigen Krümmen abgeschnitten, und derselben einen ganz andern Lauf angewiesen, wodurch vieles Erdreich gewonnen worden ist. Die Wiesen selbst hat er mit Abzugsgräben wohl durchschnitten, und es wird ihm gewiß gelingen, recht gutes Heu darauf zu erndten. Die Leitung dieses Baches ist ein sehr lobenswürdiges Beispiel, das ich allen Gutbesitzern zur Nachahmung empfehlen würde. Die Auslagen werden sie bald durch den mehreren Wiesenertrag, selbst durch das gewonnene Feld wieder zurück erhalten.

Die sanften Anhöhen sind alle bis auf einen Theil Brachäcker eingesäet gewesen; vorzüglich hat mich die Menge von Klee, und dessen herrliches Ansehen bei dieser trockenen Witterung

ergözt. So viel ich habe urtheilen können, sind es wenigstens 80 Morgen Klee gewesen, die in verschiedenen Gewannern dieser Gemarkung angebauet waren. Das meiste war rother Klee, auch habe ich Luzerner Klee und Esparzette gesehen, die alle durch ihre dunkelgrüne Farbe ihren vortreflichen Wachsthum anzeigten.

Der Viehstand ist schon ansehnlich und lauter sogenanntes Schweizervieh, von vortreflicher Größe. Es standen mit der Zuzucht 42 Stücke da, die immer im Stalle gefüttert werden. Außerdem sind noch 6 Ochsen zur Arbeit, und 4 Pferde zum Ackerbaue hier. Der Nutzen des Schweizerviehes in solchen Orten, wo die Zuzucht ein Hauptvortheil der Viehzucht mit ist, erhellet hier ganz klar. Ich habe hier Rinder von einem viertel Jahre gesehen, die so groß waren, als ein jähriges Rind von Landvieh. Ein Kalb von drei Wochen kann man zwischen 15 bis 25 fl. verkaufen; da ein hierländisches, von gleichem Alter, kaum um 3 bis 5 fl. angebracht werden kann.

(Dermalen gilt ein solches Kalb 2 bis 3 Karolin; ich habe eines von fünf Wochen, wofür

mir ein Bauer 3 Karolin geboten, es ist mir aber nicht feil; ich habe 4 Karolin auf ein dergleichen Kalb von sechs Wochen bieten sehen, aber auch darum wurde es noch nicht erlassen. Ein Bauer wollte mir für ein zweijähriges Rind 120 fl. geben, dieses wäre noch vortheilhafter, als ein Kalb in der fünften Woche zu verkaufen, aber keines ist mir feil gewesen. In Gondelsheim stehen ein Paar Schweizerochsen, welche um 450 fl. erkauft worden sind, da ein hiesiges Paar höchstens 200 fl. gilt. Anmerkung des Herrn Gugenmus von Handschuchsheim.)

Die Milch wird hier zu Schweizerkäsen angewendet; die Einrichtung dazu ist recht artig; es sind eigentlich drei Zimmer dazu bestimmt. Das erste ist die Küche, worin der Kessel zum Laumachen der Milch nach Schweizerart angebracht ist; ferner ein Tisch, die Käseformen hinzustellen, und ein Rad zum Buttern. Von da geht man in das zweite, so ein klein Gewölbe ist, in welchem im Boden ein artig Bassin befindlich, in welches das Wasser zulauft, und bis auf eine gewisse Menge wieder ablauft; wodurch immer frisches Wasser im Bassin ist.

In

In diesem wird die Milch in kleinen Kübeln so lange frisch gehalten, bis eine hinlängliche Menge zum Käsemachen vorräthig ist; eine sehr artige Methode, um auch bei einem kleinen Viehstande Schweizerkäse zu machen, die aber freilich einen Bach in der Nähe oder einen Springbrunnen erfodert, oder man müßte, wo beides fehlet, das Brunnenwasser in ein solches Bassin tragen, oder hinein pumpen. — Diese Käse werden hier verfertigt, so wie es schon der Herr von Pfeiffer, Hönert und mehrere angegeben. Nur werden die Kälbermägen ganz klein gehackt, in einer Rindsblase aufgehoben, und bei jedem Käsemachen eine kleine Pfote voll in Wasser gethan, und damit die laulichte Milch zum Gerinnen gebracht. Diese Käse haben auch die Form und Größe der Schweizerkäse, und die ganze Bearbeitung ist sehr reinlich. Die Molken werden mit den Schweinen verfüttert. In dem dritten Zimmer werden die Käse gänzlich getrocknet, und zum Verkaufe aufgehoben.

(Hönerts Beiträge zur Landwirthschaft. I. Sammlung, in welcher die vortheilhafte Er-

ziehung und Pflege des Hornviehes abgehandelt wird. 91 S. 8. Bremen 1772. 20 kr. Ueberhaupt empfehle ich dieses Buch allen Anfängern der Landwirthschaft, die sich auf die Viehzucht, als die Stütze desselben legen wollen; Herr Hönert ist ein alter Praktikus, der nicht allein Vieh gehalten, sondern der sich dessen Besorgung angelegen seyn ließ. Schade, daß ihm der Kleebau unbekannt scheint; dafür kennt er die Güte des braunen Kohles, der nach den neuern Berechnungen Aufmerksamkeit verdient.)

Auf den Brachäckern habe ich mit Verwunderung eine kleine Heerde Schaafe gesehen; hätte der Herr Besitzer einen Theil dieses Kapitals in Kleesaamen gesteckt, und diese Brachäcker damit angesäet, er würde gewiß durch die Vergrößerung seines Viehstandes mehr gewonnen, und nach etlichen Jahren durch den Neubruch das Feld besser gedüngt und zu dem herrlichsten Fruchtbaue zubereitet haben, als der Schaaftrieb je wird Nutzen schaffen können. Denn so ansehnlich diese Stallfütterung ist, so ist sie doch im Betracht der Größe des Gutes, so ich, dem Augenmaase nach, auf 500 Mor-

gen geschätzet, noch lange nicht in gehörigem Verhältniße. Vieles Feld, so ich gesehen, war ein schwerer Lettenboden, und dieser erfodert reichlichen Dung, und 300 Morgen Klee werden hier kaum hinlänglich seyn, wenn man das Vergnügen haben will, das Gut bald im besten Stande zu haben. Der starke Graswuchs und 80 Morgen Klee geben zwar schon für den gegenwärtigen Viehstand ein beträchtliches Futter. Aber beide sind noch nicht im Verhältniße mit dem ganzen Gute, und 120 Stück allerlei Milch- Zug- und jung Vieh werden nicht zu viel seyn, dieses beträchtliche Gut durch ihren Dung mit fruchtbarmachenden Theilen zu schwängern.

Eine kleine Stunde von Langenzell liegt die Schaffnerei Lobenfeld, wo der Herr Schaffner Heiliger mit wahrer ökonomischer Einsicht auf die Verbesserung des Gutes denkt.

Ich habe hier bei 50 bis 60 Morgen Klee gesehen, von welchen 30 diesem Herrn zugehören; er hat ebenfalls die Stallfütterung bei sich eingeführt, unterhält 26 Stücke meistens Schweizervieh, und Pferde zum Ackerbaue. Auch

ist er theils durch Anbinden alles jungen Viehes, theils durch mehreren Ankauf, wie sein Herr Nachbar, auf die Vermehrung des Viehstandes bedacht, und beide werden gewiß diese ehemals ziemlich verwilderte Gegend durch ihr Beispiel bald in reizende und fruchtbare Gefilden verwandeln.

Ich kehre nach Neckargemünd zurück, um das Thal von da bis nach Heidelberg, so zwei Stunden lang ist, zu beobachten. Obgleich das Thal durchaus ziemlich schmal ist, so findet man doch auf der einen Seite ein Dorf, Namens Schlierbach, und einen Hof, der Gutleute-Hof genannt, außer den vielen Häusern, die, wie eine Vorstadt, längst dem Berge an Heidelberg anstossen. Auf der andern Seite ist Ziegelhausen, ein sehr beträchtliches Dorf, und das Kloster Neuburg, so den Herren Jesuiten gehöret, und eine ansehnliche Gemarkung hat. Dieß könnte ein Beispiel geben, wie man das ansehnliche Thal zwischen Neckargemünd und Eberbach durch neue Höfe besser bevölkern und anbauen könnte. Die Aecker dieser Bergbewohner sind oft recht jäh, und man muß den Fleiß

des Ackermannes loben, der hier jede steile Anhöhe durch seine Mühe fruchtbar macht. Ich habe sie den Dung auf dem Kopfe dahin tragen sehen, wo ich mit vieler Mühe unbeladen würde haben hinauf klettern müssen. Nichts fehlt ihnen, als der Kleebau, und sie würden noch einmal so viele Frucht bauen, wenn sie durch die Kleewurzeln das Feld zu düngen verstünden. Ziegelhausen hat außer seinem Ackerbaue auch viele Steinbrüche, und die meisten Einwohner sind zugleich Schiffleute.

Noch muß ich erinnern, daß hier in der ganzen Gegend bis nach Schriesheim, und vielleicht noch weiter, gebräuchlich ist, alles eichene Bau- und Brennholz zu schälen, die Rinde zusammen zu binden, und an die Lohmüller zu verkaufen. Hiedurch gewinnt der Mann mit leichter Mühe baares Geld, und wer nicht vieles hat, verkauft ein klein Büschel, deren Fünfe man gar leicht auf dem Kopfe tragen kann, jedes für zwei Kreuzer.

Es sey mir erlaubt, ehe ich meine Reisegeschichte fortsetze, den Einwohnern dieser gebirgigten Gegenden meine patriotische Gedanken

vorzulegen, wie sie dieselben besser, als bisher, benutzen könnten; denn es ist zu befürchten, daß ihr bisheriger Holzhandel, die eigentliche Quelle des Reichthumes selbiger Gegenden, wegen dem starken Auslichten der Wälder der benachbarten Herrschaften sich vermindern, und also der Wohlstand der Bürger aufhören möchte. Der, wenigstens dem äußern Ansehen nach, bevorstehende Verfall des ehemals blühenden Städtchens Hirschhorn verleitet mich dazu, diese Warnung hier einzustreuen.

Es ist wahr, alles was der Mann arbeitet, bringt baares Geld in die Gegend; sie dürfen zwar ihr Holz nicht über Mannheim, wenigstens nicht ohne besondere Erlaubniß führen; aber diese sich täglich vergrößernde Stadt verbraucht sehr vieles Holz, und sie können es in derselben leicht in baares Geld verwandeln. Die Gerbereien, die Steinbrüche, der Kohlenhandel, alles dieß ist baares Geld, und unterhält die Schifffahrt, die sehr beträchtlich ist. Aber dafür müssen sie auch wieder vieles Geld für Frucht, Wein und andere Bedürfniße des Lebens hergeben, und wenn die Lebensmittel,

wie in den lezten Jahren, außerordentlich auf-schlagen, so setzet dieß eine ganze Gegend auf viele Jahre zurück. Denn diese Waaren haben meist ihren bestimmten Preis, und erlauben selten, den durch theuere Lebensmittel vermehrten Aufwand von ihnen durch Erhöhung des Preises wieder zurück zu ziehen.

Allen diesen übeln Folgen können sie entgehen, wenn sie sich mit mehrerem Fleiße auf den Ackerbau und die Viehzucht legen würden. An Feld wird es ihnen nicht mangeln, wenn sie sich bestreben würden, den untersten Theil der Berge als Eigenthum zu erhalten, welches man ihnen bei billigen Vorschlägen nach meiner Meinung leicht zugestehen wird. Die mittägige Seite wird gewiß ihre Erwartung an Fruchtbarkeit übertreffen, wenn sie nur klüglich den Kleebau ergreifen, und wenigstens die Hälfte ihrer Felder mit Esparcette, Luzerner- und rothen Klee einsäen werden. Gewiß werden die Meisten höhnisch lächeln, wenn sie den Rath hören, die Hälfte der Güter mit Klee zu besaamen, da sie schon glauben, erstaunend viel gethan zu haben, wenn sie einen Morgen

mit Klee besetzen; aber diese mit hohen Gebirgen umgebenen Gegenden erfodern reichlichen Dung, wenn sie in fruchtbare Felder verwandelt werden sollen. Dieß kann nur durch einen großen Viehstand bewirket werden, zu einem solchen aber ist Futter im Ueberflusse nöthig. Ich übergehe den Nutzen des Neubruches, den die wenigsten Bauern noch hinlänglich kennen, sonst würden sich viele nicht so sehr besinnen, den Kleebau zu ergreifen.

Unser vortrefliches Mitglied, Herr Gugenmus zu Eppingen, hat hiebei die Anmerkung gemacht, die ich zu mehrerer Ermunterung ganz einschalte: „Vor zwanzig Jahren war auch der „Gebrauch, Heidekorn zu bauen, in unserer „Gegend (dem Oberamte Bretten) noch sehr „gemein, da man solches meistens in die schlechten und magern Aecker einsäete. Seitdem „aber der Kleebau aufgekommen, und dadurch „die Felder merklich verbessert worden sind, „hört der Anbau des Heidekornes gänzlich auf, „und der Landmann genießet das Vergnügen, „besseres und schöneres Brod, als jenes aus „Heidekorn, zu essen. Würden die Bewohner

„jener Gegend diesem Beispiele nachfolgen, „sich auf den Kleebau legen, und ihr Heu nicht „verkaufen, sondern mit eigenem Viehe ver„füttern, so würde der reiche Dungvorrath „ihr Feld zu bessern Früchten bald tauglich „machen, und das aus Vieh erlöste Geld wür„de viel größer seyn, als jenes, so sie bisher „aus Heu erlöst haben."

Ich befürchte den Einwurf nicht, diese neue Wirthschaft gehe hier bei ihnen nicht an; denn die Proben liegen vor Augen, und sie dürfen es nur unpartheiisch prüfen. Der Herr Regierungsrath von Wrede ist ihnen ja in allem vorgegangen, er hat ihnen gezeigt, daß diese Gegend zur Anpflanzung der Futterkräuter ausnehmend tauglich sey. Das Thal, worin sein Langenzell liegt, ist von Natur kalt, wild, unfreundlich, und ohne die Kunst, weder zum Vergnügen noch zum Ackerbaue schicklich. Sein unternehmender Geist hat aber in wenig Jahren diese Gegend umgeschaffen; die Ebenen mit Gärten, Wiesen und einer zahlreichen Heerde des schönsten Schweizerviehes gezieret, die magern Buckel mit dem herrlichsten Teppich eines

ewig grünenden Klees bedeckt, die sauern Wiesen in schmackhaftes Futter verwandelt, und wenige Morgen müssen jezo mehr, als vorhin die ganze Gegend, eintragen. Beweise genug, wie sehr die Kunst der Natur in diesem Stücke zu Hilfe komme, und zu welchem Ertrage eine Gegend gebracht werden kann, für welcher vorher hundert Andere erschrocken wären. Jezt winket hier das Vergnügen auf allen Seiten, wo vorher Traurigkeit und wilde Einsamkeit wohnten. Jezt siehet man hier den muntern Schnitter und eine menschenfreundlich gemachte Gegend, auf einem Orte, der vorher dem Wechsel des Wildes bestimmt war, und den die einsame Eule mit ihrem Geschreie erfüllte.

Diese ganze Veränderung haben die verbesserten Wiesen und die Kleeäcker hervorgebracht. Diese haben den Herrn Besitzer in Stand gesetzet, eine Heerde Vieh zu ernähren, durch deren Dung alles ein anders Ansehen gewinnt. Denn bei dem Feldbaue ist Dung das größte Geheimniß; man kann es nicht oft genug sagen, um jeden auf dieß einzige und große Mittel einer verbesserten Feldwirthschaft aufmerksam zu machen.

Wenn also die Einwohner des Odenwaldes diesem vor ihren Augen liegenden Langenzellischen vortreflichen Beispiele folgen, nach Art der Neckargemünder ihre Gegenden aufräumen, und nach dem Beispiele der Heidelberger und Schlierbacher sowohl als des Kloster-Neuburgs solche anbauen, vorzüglich aber den Kleebau und Stallfütterung einführen werden: so getraue ich mir zu versichern, daß in wenig Jahren ihre Gegend ein ganz anders Ansehen gewinnen, und sie nicht nöthig haben werden, ihr durch Handel erworbenes Geld wieder für Früchte wegzugeben. Ja, dieser Vorschlag wird sie vor aller Gefahr einer Verarmung, deren ich oben Erwähnung gethan, verwahren, und die vermehrte Viehzucht wird ihnen einen ganz neuen Kanal von Handel eröffnen, der gewiß ausnehmend einträglich, und dieser ganzen Gegend sehr angemessen ist.

Heidelberg, diese alte berühmte Hauptstadt, liegt gerad in der Gegend, wo die Gebirge sich öffnen, um auf der einen Seite nach Schwaben, auf der andern an der Bergstraße fortzustreichen. Vor sich hat sie die unermeßlichen

Ebenen, die mit den schönsten Städten und Dörfern prangen. Ihre Gebirge sind oben mit Wald besezet, weit über die Hälfte aber von unten herauf angebauet, zum deutlichen Beispiele für die Odenwälder, wenn veraltete und täglich in die Augen fallende Beispiele noch reizen könnten.

Diese Stadt hat, wie bekannt, eine Universität, verschiedene Kollegia, auch ein Regiment zur Besatzung, die aber gleichwohl der Stadt jene Nahrung nicht darbieten, die ehemals ihre Bürger genossen haben. Man hat deßwegen in neuern Zeiten verschiedene Manufakturen und Fabriken daselbst angelegt, von welchen die Seidenmanufaktur wirklich die älteste ist.

Dieser Seidenmanufaktur hat man vorzüglich die verschiedenen Maulbeer= Plantagen zu verdanken, die gegenwärtig in Kurpfalz sind. In Heidelberg ist der Herrengarten damit besezt; eine andere ist zu Ladenburg, und ganz neuerlich sind zu Neuhofen zwei neue beträchtliche Plantagen angelegt worden. Außerdem hat man in dem Oberamte Heidelberg und La=

denburg, und ganz kurz in der Oberschultheiße-rei Oggersheim viele Landstraßen damit besezt, unter welchen jene von Schwetzingen bis nach Heidelberg die älteste und schönste ist. Diese Menge von Maulbeerbäumen hat gemacht, daß gegenwärtig die rohe Seide ein beträchtliches Landesprodukt geworden ist.

(Diese Mannfaktur hat so gut, wie aufgehört. Auch sind die Maulbeer-Plantagen eingegangen, und die Alleen davon zerstört worden, meist durch den Krieg; gar viele Bäume sind auch durch die Einwohner in diesen traurigen Zeiten zu Grunde gerichtet worden, die durch den Zwang, der oft bei der Chaussee-Besetzung angewendet wurde, diesen Bäumen gram geworden sind. Ein wahrer Verlust für die Pfalz, die hiedurch ein Produkt eingebüßt hat, das sicher ein Landesprodukt zum Handel geworden wäre, und einer Klasse Menschen Beschäftigung und Nahrung verschafft haben würde, die sonst Nichts erwerben können. Besonders ist die Fläche der jezigen Pfalz recht zur Maulbeer-Anzucht und zur Seidengewinnung geeignet, und sollten alle Straßen, besonders

die Hochstraßen in der Nachbarschaft der Dörfer mit dergleichen Bäumen bepflanzt seyn. Anmerk. d. V. v. 1804.)

Die 1765 angelegte Zizmanufaktur ist gegenwärtig unter allen am blühendsten. Die Schönheit der Farben, Feinheit und Güte der Tücher, und das schöne Dessein haben ihr bereits einen beträchtlichen Absaz gemacht, und die Güte ihrer innern Einrichtung, nebst der steten Bemühung, den Beifall des Publikums zu gewinnen, wird sie noch zu einem der beträchtlichsten Etablissements dieser Art machen.

(Hat ebenfalls ganz aufgehört. Ein redender Beweis, daß Monopolien nicht allein dem Lande, sondern vorzüglich dem Gewerbe selbst höchst nachtheilig sind. Der Mißmuth, der hiedurch bei den Kaufleuten erzeugt wird, ist schuld, daß sie die Waare selbst in Mißkredit bringen, sich Mühe geben, verbotene Waaren heimlich einzuschwärzen, und diese so eingeschwärzten Waaren zum Nachtheile der Landesmanufaktur recht herauszustreichen suchen. Ueberhaupt sind fruchtbare Gegenden wegen dem theuren Taglohne nicht wohl zu Manufakturen

geeignet, und sie durch Monopolien erzwingen zu wollen, ein vergebliches Bestreben. Will man in der gesegneten Pfalz dergleichen errichten, so müssen die Unternehmer derselben solche Kapitalisten seyn, die ihr Publikum in den nahrungslosen Wintertagen so reichlich mit Arbeit versehen können, daß sie in den Tagen fortverkaufen können, wo der theure Taglohn verbietet, neue Waaren zu verfertigen. Anmerk. d. V. v. 1804.)

Der ehemalige Schloßgarten hat ein besonders Ansehen; seine Ebene ist eigentlich mitten in den Bergen dadurch erhalten worden, daß man in den Berg tief hinein gearbeitet, und das Einstürzen des Berges durch Aufführung großer Mauern verhindert hat. Vornen her hat man große Gewölber gesprengt, diese mit dem gewonnenen Grunde zugedeckt, und auf diese Art mitten in einem steilen Gebirge einen Garten angelegt, der wahrlich viel ähnliches mit den hangenden Gärten der Alten hat, und dessen anmuthige Lage in den neuern Zeiten jeden vergnügen muß, indem man von der ekelhaften Einheit und geometrischen Ein-

richtung der Gärten durch die, die Natur mehr studirenden Engelländer oder vielmehr Chineser zurück gekommen ist. Hin und wieder siehet man noch die Reste seiner ehemaligen Pracht. Ueber demselben ist das Gebirg mit Waldung bedeckt, welche durch ihr herrliches Grün und den Gesang der Vögel die Gegend beleben. Unten her liegt die Stadt, bei welcher der Neckar vorbei rauscht, wodurch das Auge bald durch die unvergleichlichen Ebenen ergözt, bald durch steile Gebirge in angenehme Verwunderung gesezt wird.

Dieser Garten wird seit einigen Jahren, nachdem er seit Zerstörung des Schlosses beinahe öde gelegen, zu einer Baumschule von Obstbäumen zugerichtet, wo Jeder mit der Zeit für Geld alle nur ersinnliche Arten von fruchttragenden Bäumen wird erhalten können; eine höchst lobenswürdige Einrichtung, die eines Theils vieles Geld, das ehemals nach Metz oder Paris gieng, im Lande erhält, andern Theils auch das Anpflanzen guter Sorten befördert; denn der weite Weg, den die in Frankreich gekauften Bäume zu machen hatten, ver-

ursachte, daß gar viele nicht anschlugen, dieß hat denn Manchen von dergleichen Anlagen abgeschreckt.

(Ist nur Vorschlag geblieben, und nicht ausgeführt worden. Gegenwärtig hat man die höchst lobenswürdige Idee, den ganzen Schloßgarten in einen Forst- und ökonomischen Garten zu verwandeln, wozu Herr Professor Gatterer und Herr Obergarten-Baudirektor Skell, die Entwürfe und Plane zu machen, von Sr. Kurfürstlichen Durchlaucht von Baden beauftragt sind. Ersterer ist ganz dazu geeignet, nützliche Vorschläge hiezu an Handen zu geben, und Herr Skell ist unfehlbar Einer der ersten Garten-Architekten, der es versteht, die natürliche Schönheit dieser Lage durch die Kunst wahrhaft zu erhöhen. Anm. d. V. v. 1804.)

Es sey mir erlaubt, hier eine kleine Ausschweifung zu machen. Ein neuer Schriftsteller, der von Obstbäumen gute Kenntniß hat, und dessen Schrift ich allen denen empfehle, die mit geringen Kosten Baumschulen im Großen anlegen, und dadurch gewinnen wollen, führet ein Beispiel einer neuen Apfelsorte an,

die aus den Körnern eines zahmen Apfels gewachsen, und den er, seines besondern Aufkommens wegen, den Fensterapfel genannt hat. Er folgert hieraus den Schluß, daß, wenn man die Körner vom zahmen Obste, ohne gepfropft oder okulirt, fortwachsen ließ, man von diesen Wildlingen ganz neue Obstsorten erhalten würde. (Anweisung, wie man eine Baumschule von Obstbäumen im Großen anlegen, und gehörig unterhalten soll. Halle 1773. S. 54.) Der mir unbekannte Recensent in der Auserlesenen Bibliothek der neuen deutschen Litteratur. 2ter Th. S. 84. sagt bei Gelegenheit des Bechstädtischen Land- und Gartenbuches: daß er aus eigener häufiger Erfahrung wisse, wie auch Wildlinge, aus Kernen von guten Sorten erzogen, ungepfropft gute Früchte gäben. Weiß man nun etwas von den Bastartpflanzen des vortreflichen Herrn Kölreuters, und vergleicht diese Erfahrungen miteinander, so erregen sie allerdings den Wunsch, daß es Liebhaber geben möge, die dieß im Großen zu untersuchen Unternehmungsgeist und Geld hätten. Mir ist es sehr wahrscheinlich, daß in Obstgärten, wo

gar vielerlei fremdes Obst untereinander gepflanzt wird, durch die zufällige Vermischung des Saamenstaubes ganz neue Obstsorten könnten erzeugt werden, die man nachher durch Okuliren und Pfropfen erhalten, vervielfältigen, und noch mehr veredlen könnte. Vielleicht sind auf diese Art alle unsere bisher bekannten Obstsorten entstanden?

Auf den Wiesen, die an den Bergen des Schloßberges, und neben dem ehemals berühmten, nun aber verfallenen, wegen seinen prächtigen Ruinen aber noch immer merkwürdigen Schlosses liegen, habe ich eine vortrefliche Art zu düngen gesehen. Die Mezger haben dieselbe in Bestand, und alle Herbst stecken sie alle einen oder zwei Schritte in das Quadrat eine Ochsenklaue so ein, daß der hohle Theil oben, die Spitze aber in den Boden kommt. Da diese Ochsenklauen das Regenwasser auf diese Art auffangen, so erweichen und verwesen sie früher, und nach Verlaufe eines Jahres findet man nichts mehr von ihnen, haben aber die Wiesen ausnehmend gedüngt. Diese Art zu düngen ist die vortreflichste auf solchen Plätzen,

wo es schwer hält, mit andern Dungmassen hinzukommen, und ich empfehle sie jenen, die ihre Güter an hohen und steilen Bergen haben, auf das beste. Ein Wagen voll derselben kommt auf zwanzig und mehrere Gulden, und hier in Mannheim wird das Hundert zu 16 bis 18 kr. verkauft; wer aber rechnen kann, wird finden, daß diese Art zu düngen auf hohen Bergen die beste und wohlfeilste ist. Bis hieher sind diese Klauen von allerhand Vieh meist nach Heilbronn geführt worden; aber ich hoffe, meine Landsleute werden diesen vortreflichen Dünger sich nicht mehr so entwenden lassen, sondern solchen zum Vortheile ihrer eigenen Güter verbrauchen.

Ehe ich mich von dem Schlosse entferne, muß ich noch eines vortreflichen Altarstückes gedenken, das in der dasigen Schloßkapelle befindlich ist. Das Schöne ist der Landwirthschaft allzu angemessen, indem ihre Liebhaber ja täglich die schöne Natur zu beschauen und zu bewundern haben, folglich wird diese Ausschweifung nicht verarget werden. Dieß Altarstück ist die Taufe des heil. Johannis in dem

Jordan. Die alte Sage schrieb es vormals dem berühmten Rubens zu; aber dieß ist falsch, und jezo hält man es für ein Stück von Remigius Langjan. Vorzüglich gefällt Johannis der Täufer, dessen einsiedlerischen und ernsthaften Charakter der Maler sowohl in der Stellung, als in dem Kolorite ausnehmend erreicht zu haben, mir wenigstens, glaublich ist. Dieß Gemälde (es hängt gegenwärtig in der neu errichteten Kurbadischen Bildergallerie allhier in Mannheim. Anm. d. V. v. 1804.) verdiente gewiß ehender den Ruf von Heidelberg zu machen, als das nicht weit davon liegende große Faß. Es wäre des guten Geschmackes wegen zu wünschen, daß Fremde ihre Neugierde nicht auf dasselbe einschränken möchten. Heidelberg hat andere Sachen, die ihre Aufmerksamkeit verdienen. Die Ruinen des Schlosses geben von dem Geschmacke des 14ten und 15ten Jahrhunderts in der Baukunst einen gewiß nicht kleinen Begriff. Die im höchsten Grade entzückende und begeisternde Gegend, die alle Augenblicke neue und reizende Aussichten verschafft, wo fürchterliche Gebirge, reizende Thäler, wald-

reiche Gegenden, und unabsehliche Ebenen immer abwechseln; wo man bald den brennenden Sonnenstrahlen ausweichen muß, bald der angenehmsten kühlen Thäler genießen kann; dieß sind Naturgeschenke, die man selten antrift, und die man geiziger benutzen sollte.

In vielen Gärten der Heidelberger habe ich große Hecken von Lorbeeren gesehen, die über 6 bis 8 Schuh hoch waren, und ein außerordentlich schönes Ansehen machten. Winters werden sie wie Feigenbäume niedergelegt, und mit Grunde bedeckt. Auch fand ich den Kirsch-Lorbeerbaum (Prunus Lauro cerasus) in verschiedenen Gärten, wo er ohne alle Bedeckung den Winter überstanden hatte. Dieß ist gewiß ein Vorzug unsers pfälzischen Klima, daß wir diese prächtige Staude werden einheimisch machen können, um den uns Andere beneiden werden. Aber ich muß meine Landsleute vor den gefährlichen Wirkungen desselben um so mehr warnen, da er sowohl durch seine reizende Blätter, als durch seinen angenehmen Geschmack zu bösen Folgen verleiten könnte. Es ist bekannt, daß seine Blätter in Milch gekocht,

derselben einen höchst angenehmen Geschmack mittheilen; aber die Wirkungen sind gefährlich, sie machen anhaltendes Bauchgrimmen, ja die heftigsten Koliken, und ich kenne eine Dame, die beinahe daran gestorben wäre, wenn sie nicht die bösen Folgen davon durch traurige Erfahrungen endlich kennen gelernt hätte. In Wasser gekocht, erregen diese Blätter erstaunendes Erbrechen und Laxiren, durch die Milch wird diese Eigenschaft gemildert, und verursachet Koliken. Nach Dühamel ist das abgezogene Wasser den Hunden ein Gift. In Heidelberg verkaufen die Gärtner die Blätter, um die Kronen der Todten damit zu schmücken, und dieser Gebrauch ist unschädlich und einträglich.

Noch habe ich in dem Garten der Zizmanufaktur einen wilden Oelbaum (Eleagnus occidentalis) gesehen, der in der Größe dem größten Apfelbaume nichts nachgab, und dessen Stamm wenigstens 3 Schuh im Umkreise dick war. Alle Jahre, wenn er blühet, erfüllt er die Gegend mit seinen angenehmen Gerüchen. Dergleichen Bäume wachsen mehrere in unsern

Landen wild, und sind ganz einheimisch. Des Herrn du Roy Bemerkung, daß er nicht über 12 Schuh hoch werde, leidet also hier eine starke Ausnahme; denn dieser Baum ist mit seiner Krone gewiß 24 Schuh hoch.

Der Universitätsgarten ist seit einigen Jahren durch den unermüdeten Fleiß des erst dazu gekommenen Herrn Professor Gattenhofs wieder in Aufnahme gekommen, da er vorher mehr ein Gemüse- als botanischer Garten war. Wegen Mangel der Häuser sind außer verschiedenen Orangerie-Gewächsen nur solche da befindlich, die im Freien ausdauern, oder nur jährig sind. Es wäre nur zu wünschen, daß nicht allein künftige Aerzte, sondern bei der mehreren Aufnahme der Landwirthschaft auch alle diejenigen, die sich dergleichen Bedienungen in Zukunft widmen wollten, und alle Geistliche die ersten Anfangsgründe dieser Wissenschaft hiezu erlernen möchten. Die Kenntniß der Kräuterlehre ist dem Oekonomen unentbehrlich; und welche lächerliche Fehler hat sich nicht unser geliebtes Deutschland in der Landwirthschaft wegen Mangel hinlänglicher Kenntniße hierin zu

Schul-

Schulden kommen lassen. Wie sehr sind wir nicht durch englische Charletans mit Saamen betrogen worden, die wir ihnen mit schwerem Gelde abkauften, da doch die nämlichen Gewächse bei uns wild wuchsen, und von uns mit Füßen getreten wurden. Aber sobald man die Wissenschaft in Neuigkeiten und nicht in Grundsätzen sucht, so muß man sich gefallen lassen, Andern lächerlich zu seyn und zu werden. Unsere Vorgänger in der Landwirthschaft hielten die Landwirthschaft für ein Bauernhandwerk, wo blinde Versuche den Oekonomen blos ausmachen sollten. Ohne Kenntnisse von Naturlehre, Naturgeschichte und den damit verwandten Wissenschaften fiengen sie diese Versuche gleich im Großen an; häuften wegen Mangel ächter Kenntniße Fehler auf Fehler, und machten endlich nach vielen kostspieligen und unglücklichen Proben den gefährlichen Schluß, diese Erste unter allen Wissenschaften sey keiner Verbesserung mehr fähig. Von diesen Irrthümern kommt man nach und nach zurück; man siehet die Nothwendigkeit ächter Kenntniße ein, und verlacht jene ökonomische Charletans, die sich

mit Kenntnißen blähen, deren sie nimmer fähig sind.

Es sey mir erlaubt, hier wegen der Art, die Kräuterwissenschaft zu studieren, einige Bemerkungen zu machen. Beinahe glaube ich, die Methode, nach welcher man selbige den jungen Liebhabern beibringen will, schreckt sie ehender ab, und macht ihnen einen Widerwillen gegen eine dem menschlichen Leben höchst nöthige Wissenschaft. Gewöhnlich fängt man mit der botanischen Philosophie an; da bekommt der Anfänger eine Menge Worte in den Kopf, von denen er sich weder einen Begriff bilden, noch Nutzen vorstellen kann. Hier wird nur das Gedächtniß geübt, ohne daß man den Verstand beschäftigt, und dieß ist eine ekelhafte Art zu studieren. Die Beispiele von Pflanzen, die man zur Erläuterung beibringen will, sind ihnen unbekannt, und böhmische Dörfer.

Ich glaube, man sollte mit Vorzeigung der lebendigen Pflanzen anfangen, die Namen der Gewächse nach dem Systeme des Ritters von Linne' ihnen bekannt machen, und gleich anfänglich durch wenige Beispiele gelinde auf die

Methode zurück führen, nach welcher man die Pflanzen bestimmt; ihnen in der Natur jene Theile zeigen, die die wesentlichsten sind, und sie also spielend zur methodischen Kenntniß anführen. Einige Stunden in der Woche des ersten Sommers würden hiezu hinlänglich seyn.

Im zweiten Sommer muß man sie alsdann mit Ernst zur methodischen Kenntniß der Pflanzen anführen, sie lehren, nicht allein die Gattungen, sondern auch die Arten zu bestimmen. Es ist nicht nöthig, daß der Lehrer eilt, um in einem Sommer zwei bis drei tausend Arten vorzuzeigen; ich halte diesen Eifer für ausnehmend schädlich. Wird er ihnen höchstens vier bis fünf hundert Pflanzen genau zergliedern, und sie die Kunst lehren, jede ihnen vorkommende Pflanze selbst zu prüfen, und zu bestimmen, so werden seine Schüler bessere Kräuterkenner werden, als durch all seinen erstaunenden Eifer, mit welchem er sie nur von der Wissenschaft hinweg scheucht. Nach meiner Einsicht besteht mehr die Kunst des Lehrers darin, bei dem Leichten anzufangen, und in einem Sommer so fort zu schreiten, daß der Schüler das

System, und die Methode, nach dem Systeme die Pflanzen zu prüfen und zu ordnen, erlernt; ja ich glaube, der Lehrer soll mehr auf die Wahl der zu demonstrirenden Gewächse, als auf die Menge derselben sehen. Ich nehme mir auch deßwegen die Erlaubniß, die botanischen Excursionen, wie man sie zu nennen pflegt, mehr für eine gelehrte Charletanerie, als für ächten Nutzen zu halten, die den Lehrer, nie aber den Schüler unterrichten. Zu was soll dieß Chaos von Pflanzen dienen, die er eben so geschwind wieder vergißt, als er sie gesehen hat? In zwei Sommern wird auf diese Weise meines Erachtens ein junger Liebhaber spielend die Grundsätze der Wissenschaften erlernen und geschickt werden, nächstdem für sich weiter zu gehen, und die ihm vorkommenden Pflanzen selbst zu untersuchen. Hat der Lehrer solche Schüler, die von ihm noch weiter geführt seyn wollen, so mag er dieß in besondern Stunden thun; nie aber sollte er den allgemeinen Unterricht nach Wenigen einrichten, und durch Subtilitäten die Anfänger abschrecken, und von der Wissenschaft hinweg scheuchen.

Ich lenke nach dieser Ausschweifung wieder ein. Der Ackerbau in Heidelberg ist nicht so beträchtlich, als er seyn könnte, weil sie den Nutzen des häufigen Dunges noch nicht hinlänglich einsehen: und gleichwohl liegen die Proben vor Augen. Denn die Aecker an dem Fuße der Weinberge sind die vornehmsten. Ein Morgen von diesen gilt so viel an Geld, als sechs Morgen auf dem flachen Felde. Der Regen schwemmt den Dung nach und nach aus den Weinbergen auf sie herunter, bereichert sie damit, und dieß bestimmt dieser Aecker großen Werth. Aber noch verkaufen die Heidelberger ihren Dung an Auswärtige, und diese Haushaltung ist mit jener, die das Heu verkaufen, gleich. Sie verschleudern dadurch das Glück des Ackerbaues, und machen, daß sie statt reichen Erndten kaum solche einthun, die die gethanen Auslagen nothdürftig erstatten. Dergleichen Ackerleute, die ihr Heu und Dung verkaufen, kommen mir eben so thöricht vor, als jene Handelsleute, die ihr Geld für etliche pro Cent auslehnen, da sie es in ihrem Handel unendlich besser hätten umschlagen können.

Noch habe ich ein frappantes Beispiel anzuführen, welches beweist, daß Unternehmungen in der Landwirthschaft ohne gehörige Grundsätze und Einsicht unternommen, mißlingen, da sie hingegen unter Leitung derselben, sehr glücklich ausschlagen. Vor ohngefähr 15 Jahren bauete hier ein Bürger zu seinem großen Schaden und Nachtheile Krapp. Das Geld, so er daran wandte, war gänzlich verloren, da er nicht einen Kreuzer daraus zog. Seit wenigen Jahren haben andere, vorzüglich unser Mitglied, Herr Gugenmus zu Handschuchsheim, mit dem größten Vortheile diesen Anbau so weit getrieben, daß er eines der einträglichsten Landesprodukten geworden ist. Gar viele glauben, es wäre in der Landwirthschaft schon genug gethan, wenn man nur so auf gerade wohl Proben anstellt. Mißlingen sie, so sind diese Herren gleich mit der Antwort fertig, es geht bei uns nicht an, wir haben es ja probiert. Aber zum Glücke der Landwirthschaft bemüht man sich, diese Vorurtheile auszurotten, und jeden ihrer Liebhaber zu überzeugen, daß zu ihrer glücklichen Ausübung eben so viele Grundsätze

und Theorie erfoderlich sind, als bei einer jeden andern Wissenschaft.

(Es ist doch merkwürdig, daß in dieser kurzen Zeit von 30 Jahren drei blühende Krappfabriken sich in der nunmehrigen Pfalz gebildet haben; eine zu Mannheim, eine zu Heidelberg, und eine zu Ladenburg, die alle drei, vorzüglich jene bei Mannheim, eine große Quantität Krapp verarbeiten, und einen starken Absaz haben, da andere durch Monopolien begünstigte Manufakturen längst eingegangen sind; wahrer Beweis, daß zur Aufnahme eines Gewerbes einsichtsvolle und thätige Männer erfoderlich sind. Was der Staat durch Monopolien erzwingen will, ist Treibhaus-Unternehmung, die beinahe nicht gerathen kann, und über kurz oder lang sich mit Bankerot endigt, den Staat, und andere Unternehmer mißmüthig und verzagt machen, also gerade die entgegen gesezten Wirkungen hervorbringen. Anmerk. d. V. v. 1804.)

Neuenheim liegt gegen Heidelberg über, jenseits des Neckars; die Felder theilen sich hier beinahe in zwei Theile, in den Münchhof, und

die übrigen Bauerngüter. Ich will von beiden etwas erinnern.

Der Münchhof ist ein geistliches Administrationsgut, von ohngefähr 400 Morgen. Die Güter liegen bei dem Hofe, und haben das große Vorrecht, von allem Uebertriebe der Schäferei und anderm Viehtriebe verschont zu seyn, weßwegen sie vollkommene Freiheit haben, ihr Gut nach Willkühr zu bauen. Es sind vier Bauern=Familien, die dieß Gut zu Ende des vorigen Jahrhunderts in Erbbestand an sich gekauft haben; sie dürfen aber das Gut nicht unter ihre Kinder vertheilen, sondern es können nicht mehr als vier Besitzer davon seyn. Diese Leute haben schon seit Anfang ihres Erbbestandes die Stallfütterung bei sich eingeführt, ausserdem kaufen sie in Heidelberg gar vielen Dung auf. Ihre Felder sind auch deßwegen so wohl unterhalten, daß ich mit wahrer Wollust ihre Gewanden durchgangen bin, und die Schönheit ihrer Früchte bewundert habe. Der Kleestand ist so schön, daß sie schon den 20. Mai d. J. gar vieles zu Heu niedergehauen hatten; auch in der Morgenzahl war er schon in ziemlicher

Anzahl da, indem ich wenigstens 50 Morgen Klee gesehen habe. Auch hat mir einer dieser Besitzer gesagt, daß sie dieß Frühjahr wieder 40 Morgen in die Frucht eingesäet hätten. Sie besaamen also den vierten Theil ihrer Güter mit Klee, und verfüttern ihn selbst; ein nicht übles Verhältniß, wenn man außerdem noch so vielen Dung, wie diese Männer, ankauft.

Die übrigen Einwohner leben meist vom Wingertsbaue. Die Weinberge werden an Kammerlatten, die ohngefähr 2 Schuh hoch und oben gewölbt sind, und 2 1/2 Schuh voneinander stehen, angezogen. Sie lassen dem Stocke bei dem Beschneiden nur einen Reben von jungem Holze; diesem lassen sie auch nicht viele Augen, und das übrige nehmen sie alles hinweg. Zweimal wird der Weinberg gegraben, einmal im Mai und einmal im August.

Die Weinberge liegen nicht allein an dem Abhange des Gebirges, sondern sie dehnen sich auch auf die Ebene bis an den Neckar aus. Man giebt diesem Weine vor dem Heidelberger, Handschuchsheimer und Dossenheimer einigen Vorzug.

Dieser Ort giebt einen überaus großen Beweis von dem Schaden des Weinbaues auf den Wingertsmann. Jene vier Erbbeständer des Münchhofes sind bei ihrem mit Vernunft getriebenen Ackerbaue reiche Leute geworden. Ihre Güter sind so verbessert, daß gewiß jeder Morgen 400 fl. werth ist, und jezt 2 Morgen mehr gelten, als ehemals das ganze Gut nebst den Gebäuden mag gekostet haben. Ihre Erndten werfen reichlich ab, und diese Leute nähren sich gar zu wohl. — Die übrigen Einwohner des Ortes sind aber bald alle ganz verarmt. Die vielen Mißwachse, die sie seit 1766 erlebet, haben sie so entkräftet, daß verschiedene gesegnete Weinjahre sie nicht mehr in mittelmäßige Umstände versetzen werden und können. Ihre Güter sind verschuldet; und hätten sie nicht Heidelberg in der Nähe, wo sie vieles Geld durch den Absaz von Milch, Gemüse u. d. gl. erlösen könnten, sie wären schon gänzlich zu Grunde gerichtet. Bei allem dem beharren sie eigensinnig auf dem Weinbaue. Weder die vielen Mißjahre, noch das treffende Beispiel der Münchhofs-Beständer kann sie bewegen, ihre

Weingärten auszuhauen, und in Fruchtfelder zu verwandeln. Ja, seit langen Jahren haben sie die schädliche Gewohnheit gehabt, in dergleichen unglücklichen Jahren, die sie zum Verkaufe der Güter genöthigt haben, lieber von ihren wenigen Aeckern, als nur eine Ruthe Weingärten zu verkaufen. Daher ist es gekommen, daß sie meist lauter Wingerte, die Münchbauern aber ihre Ackerfelder haben; und wenn sie nicht bald auf bessere Gedanken kommen, so werden sie ihre Höfe und Güter in fremden Händen sehen müssen.

Bei Neuenheim fängt die Bergstraße an, diese so beliebte und längst bekannte Gegend. Auf der einen Seite ist das reizendste Gebirg, dessen untere Hälfte mit Weinstöcken, die obere aber mit Waldungen bewachsen sind; auf der andern Seite ist eine unabsehliche Fläche, die mit den schönsten Früchten pranget. Beneidenswürdige Bewohner dieses irdischen Edens. Vergnügen, die der Städter nicht kennt, sind ihr tägliches Antheil, und der müßte gefühllos seyn, den ein heiterer Morgen, oder ein

heiterer Abend, in dieser Gegend, nicht in die sanftesten Entzückungen dahin reissen würde.

Handschuchsheim liegt in diesem glücklichen Gefilde. Seine Gebirge sind mit Weinbergen bepflanzet, in denen eine erstaunende Menge von Bäumen, meist allerhand Sorten Kirschbäume, gegen alle Regeln des Weinbaues stehen. Aber diese Leute suchen sich durch die Kirschenerndte, bei der sie weiter keine Mühe als das Abbrechen und Verkaufen haben, wider die Fehljahre der Weinberge zu sichern, und oft löst ein Mann von einem Baume vier bis neun Gulden. Dieß ist nun so gar übel nicht, aber besser würden sie thun, die Weinberge, die auf der Ebene, oder an den gelinden Anhöhen sind, lieber ganz auszurotten, als jenes Geld, das ihnen die Kirschbäume eintragen, wieder in den Weinberg zu verwenden, der ihre Hoffnung so oft täuscht. Unser würdiges Mitglied, Herr Administrationsrath Harscher, hat in dieser Gemarkung den Einwohnern mit Ausrottung verschiedener ihm zustehender Weinberge ein Beispiel gegeben, das sie wohl befolgen werden.

In der Ebene ist an dem Orte ein schönes Wiesenthal, das gewässert werden kann. Ein Morgen zu 160 Ruthen wird hier zwischen 1000 und 1500 Gulden verkauft, und sie würden noch mehr werth seyn, wenn der Schäfer sie im Frühjahre verschonen müßte. Ihre Aecker sind auch in einem guten Preise, denn die Bewohner verstehen den gewöhnlichen Feldbau nicht übel.

Der Herr Schaffner Rottmann hat seit einigen Jahren sich auch der Landwirthschaft gewidmet, und mit der Stallfütterung den Anfang gemacht. Gegenwärtig hat er 13 Stück Kühe, 4 Pferde, ein Paar Ochsen, und 30 Morgen Klee dazu. Sowohl den Viehstand, als die Kleeäcker vermehrt er jährlich in der Anzahl. Den Kleesaamen vermischt er mit Salzbötzig, und hat gefunden, daß auf diese Art der Saamen stärker keimt und geschwinder wächst; eine sehr wahrscheinliche Sache, da dieser Herr die fettesten Aecker, wie sehr billig ist, zum Kleebaue erwählt, auf welchen der aufgestreute Salzbötzig, als Auflösungsmittel, die fetten Theile bald in Nahrungssaft verwandelt, und sie also den jungen Wurzeln in Menge zuführt.

Auch Herr Schultheiß Neureuter allhier, hat eine artige Schweizerei von 15 Stück schönen Schweizerviehes, und den Kleebau dazu, die er beide ebenfalls zu vergrößern denkt. Die Milch wird hier, wie zu Langenzell, zu Schweizerkäsen verarbeitet. Ich fand aber sein Vieh sehr vom Fleische abgefallen, woran das ausgehende Winterfutter wohl mag Schuld gewesen seyn.

Unser einsichtsvolles Mitglied, Herr Gugenmus, hat hier im Jahre 1769 ein Gut auf zehen Jahre gepachtet, so aus 108 Morgen Ackerland und 8 Morgen Wiesen besteht, und von dem er jährlich 2400 fl. Pacht giebt. Die Oekonomen, die sich so viel auf ihre Kenntniße zu gut thun, die alles, was sie nicht wissen, und nicht zu beurtheilen verstehen, nur schlechterdings verachten, werden doch erstaunen, hier ein Gut zu sehen, das seinem Eigenthümer so großen Pacht ohne alle mögliche Gefahr und Sorge einträgt, da sie mit allem ihrem Verstande Mühe haben, ihre Güter auf 5 pro Cent zu bringen; auch werden sie vielleicht einsehen lernen, daß zur ächten Oekonomie noch et-

was mehr gehöre, als die Kunst, Korn, Spelz, Gerst und Haber zu säen.

Das Ackerfeld liegt im Ebenen, und besteht theils aus Thon, theils aus vermischtem Leimen und Sandboden. Jedoch sieht der wirkliche Besitzer nicht auf die Beschaffenheit des Bodens, und benutzet jeden Acker ohne Unterschied bald zu Klee, bald zu Krapp, indem er aus der Erfahrung weiß, daß der Ertrag nicht von dem Unterschiede des Bodens, sondern von dem Verhältniße des darin befindlichen Dunges abhängt. Die Wiesen hat er bis auf zwei Morgen umbrechen, und zum Klee- und Gemüsbaue verwenden lassen. Von den Aeckern legt er 66 Morgen zu Klee, 40 Morgen zu Krapp, und 2 Morgen zum Hopfenbaue an. Von den Krappäckern werden alle Jahre 20 Morgen ausgemacht, und sogleich wieder mit Klee eingesäet. Ebenfalls werden alle Jahre 20 Morgen Kleeäcker umgebrochen, und das Frühjahr darauf mit Krapp angesetzet, daß also die Kleeäcker, wenn sie drei Jahre gestanden sind, umgebrochen, und in diesen Neubruch die Krapp-Pflanzen versetzet werden. Auf diese 40 Morgen

Krappäcker wird aller Dung verwendet, und auf jeden jährlich zehen Wagen gerechnet; die Krappäcker müssen also im besten Stande seyn, weil außer dem Neubruche sie noch so viel Dung bekommen. Die Kleeäcker aber können auch bestehen, weil sie in die fetten Krappäcker eingesäet, und außerdem mit Gips und Salzasche jährlich wohl unterhalten werden.

Die 66 Morgen Klee werden angewendet, theils um die Sommerfütterung zu bestreiten, theils auch zum Heue für den Winter. Was hieran abgeht, ersetzet das Krappkraut von den 40 Morgen, so gedörrt, und als Heu verfüttert wird. Das Vieh frißt es ungemein gerne, und da bekanntlich die Wurzel und das ganze Gewächs die Kraft zu färben besitzet, so giebt es der Milch eine etwas röthliche Farbe, die bei Butter und Käsen Winters sehr angenehm ist. Gesund ist es überdem, denn es ist wenigstens allen Aerzten bekannt, daß die Krapp-Pflanze eine gelinde und blutreinigende Kraft besizt, weßwegen sie schon längst in den Arzneien gebraucht wird, und nur, weil ihre Wirkung fast zu gelinde ist, etwas außer dem

Gebrauche gekommen. Desto vortreflicher ist es zur Viehnahrung.

Die Stallfütterung ist, wie es von der Einsicht dieses Oekonomen nicht anders zu erwarten ist, gleich vom Anfange seines Bestandes an eingeführt worden. Es standen 25 Stücke meist sehr schönes Schweizervieh da; und er würde auf so viel Kleeäcker noch ungleich mehr Vieh haben halten können, wenn ihm nicht die Schäfereien seine Kleeäcker beständig zu Grunde gerichtet, und also den Ertrag derselben ausnehmend vermindert hätten. Eben dieser Uebertrieb der Schaafe über die Brachfelder ist auch die Ursache, warum in dieser Gemarkung noch so wenig Klee gebauet wird, obgleich die Leute den Nutzen desselben nicht mißkennen. Ja, sie müssen flürlich bauen, ob sie wohl wegen der kleinen Gemarkung all ihr Feld sehr wohl bezwingen könnten. Bauen die Besitzer etwas in die Brache, so wird es ihnen ganz unbarmherzig hinweg geweidet. Es ist nicht zu begreifen, was für einen Schaden dieser kleine Dorfdespote dem Unterthanen beständig zufüget. Die armen Leute zu Dossenheim haben mir die

bittersten Klagen darüber geführt, indem er sich nicht entblödet, Winters sogar die Gärten abweiden zu wollen. Und zu Handschuchsheim waren durch seinen Schaafübertrieb die Wiesen den 22. Mai noch so zu Grunde gerichtet, daß hier auf diesen theuern Plätzen sehr schlechtes Gras stand, da hingegen in den gehegten Orten die Kleeäcker schon zu Heu abgemähet waren. Der Schaden dieses Schaafübertriebes im Ganzen ist so augenscheinlich und beträchtlich, daß man mit Grunde der baldigen Aufhebung desselben entgegen siehet. Die Viehzucht wird, so lange dieser besteht, nicht in Aufnahme kommen; und so lange diese nicht in der höchsten Aufnahme ist, sind alle ökonomische Vorschläge leere Projekte.

(Eben da diese kleine Reise gedruckt werden soll, ist der bisher bei der hohen Oberpolizei-Ministerial-Konferenz geführte Streit dahin geschlichtet worden, daß der bisherige Beständer der Schäfereien allen zugefügten Schaden in baarem Gelde ersetzen, und er gehalten seyn soll, die Klee- und Krappäcker bei Zuchthausstrafe zu meiden. Es ist zwar schon im Jahre

1771 eine Verordnung bekannt gemacht worden: den Kleebau auf dem Lande möglichst zu befördern, auch dahin den Bedacht zu nehmen, daß er nicht von den Hirten abgeweidet werde; aber was die Vorgesezten eines Ortes nicht gut, und ihnen nicht einträglich finden, darüber haben sie geringe Obacht. Diese neuere Verordnung hat so viel genutzet, daß Herr Eugenmus seinen Viehstand sogleich auf 54 Stücke hat vermehren können. Die ganze Gemeinde sucht auch gegenwärtig um die Aufhebung der Brache, oder vielmehr um die Aufhebung des Uebertriebes der Schaafe an; und es ist nicht zu zweifeln, man werde diesen Wunsch aller Unterthanen um so mehr erfüllen, da sie gemeinschaftlich jenes Geld bezahlen wollen, so bisher der Pachtbeständer für den Schäfereipacht bezahlt hat.)

Bei diesem Gute sind noch verschiedene Mühlen, wovon zwei zur Gutmachung des Krappes dienen. Sie waren eigentlich Mahlmühlen, sind aber durch geringe Veränderung zu vortreflichen Krappmühlen umgeschaffen worden. Auf

den andern Mühlen wird entweder Gips gemahlen, oder Tabak gestoßen, und im Falle von beiden nichts zu thun ist, Bord geschnitten. Doch versicherte mich Herr Gugenmus, daß die Unterhaltung dieser Mühlen so viel betrage, daß man von ihnen keine Erleichterung zum Pachte hoffen könne.

Viele Leute wundern sich, daß hier keine Frucht gebauet wird; aber man muß diesen antworten, daß Niemand sein Geld auf 3 oder 4 pro Cent anlegt, wenn er mit gutem Gewissen 30 pro Cent dafür bekommen kann. Dieser Fall ist hier. Ein Krappacker kann in 18 Monaten 10 Zentner zubereiteten Krappes abwerfen; den Zentner roher und getrockneter Wurzeln kann man auf 20 fl., einen in den andern, rechnen. Dieß wären 200 fl. Wenn man nun 120 fl. für die Kosten berechnet, so bleibt doch jährlich 80 fl. reiner Vortheil übrig. Ein Kleeacker trägt nach Herrn Bernhard 75 Zentner Kleeheu, den Zentner zu 40 kr. gerechnet, macht jährlich 50 fl. Da ich ihn aber im ersten Jahre nur zu 25 fl. rechne, so trägt ein Morgen Klee in drei Jahren 125 fl. ein. Rechnet man nun

für Saamen, Dung, Heumachen rc. 50 fl. ab, so bleiben 75 fl. oder jährlich 25 fl. reiner Gewinnst. Rechnet man also auf einen Morgen Krapp jährlich 40 fl., auf einen Morgen Klee 25 fl. Vortheil, so tragen diese 108 Morgen jährlich 3250 fl., und wenn man den Pacht abzieht, 850 fl. reinen Vortheil ein. Der Nutzen von der Viehzucht, den Hopfenäckern, den Wiesen und den Gemüsäckern ist gar nicht in Anschlag gebracht; die Kosten der Haushaltung sind hier schon einbegriffen, da ich für jeden Morgen Krapp jährlich 60 fl., und für jeden Morgen Klee jährlich 17 fl. in Anschlag bringe, so jährlich zusammen 3522 fl. beträgt, wovon man gewiß den Pacht, die Haushaltung und den Taglohn bestreiten kann.

Niemand darf mich hier beschuldigen, daß ich die Sachen nicht gehörig anschlage. Denn erstens habe ich den Ertrag gering gerechnet, indem ein wohl unterhaltener Krappacker auch 15 Zentner zubereiteten Krappes abwerfen kann. Denn habe ich den Zentner Kleeheu nur zu 40 kr. gerechnet, der in den wohlfeilsten Jahren einen Gulden kostet; auch habe ich verschiedene

Morgen und übrige Vortheile gar nicht in Anschlag gebracht.

Ich habe auf diesem Gute auch Proben von geseztem Klee gesehen, mit welchem der Herr Besitzer Versuche anstellt. Mir haben sie nicht gefallen, ob wohl Herr Gugenmus dieß Zufälligkeiten zugeschrieben, und von dieser Art zu pflanzen, sowohl wegen Geschwindigkeit der Erndten, als auch wegen mehrerer Sicherheit, vieles hofft. Mehrere Versuche müssen die Sache entscheiden; doch glaube ich, wird gesezter Klee allezeit dickere Stengel bekommen, und also zum Verfüttern nicht so tauglich seyn, man müßte ihn denn zu Heckſel klein schneiden. Die Bauern säen sonst ihren Klee hier unter die Winterfrucht, und zwar zu Ende des Februars oft auf den Schnee, damit die Erdflöhe den jungen Pflanzen nichts schaden sollen. Auch nehmen sie die fettesten Aecker dazu, weil der Kleesaamen in den magern ungern keimt.

Die Kleeäcker bestreuen sie jährlich mit Gips, der in so fetten Aeckern allerdings vortreflich wirken muß. Den Gips bringen sie von Sulzfeld dahin, wo eine beträchtliche Gipsgrube ist,

aus welcher der Gips weit und breit verführt wird.

In Handschuchsheim habe ich noch eine sehr nüzliche Heilmethode gegen das vom Klee entstehende Aufblähen und Zerplatzen des Rindviehes gesehen. Ein Mann daselbst, Namens Hauk, hat ein spitziges, hinaufzu ovales, inwendig hohles, und auf den Seiten mit vielen Löchern versehenes Werkzeug ausgedacht, mit welchem er das Vieh, wenn andere Mittel nicht mehr helfen wollen, und die Gefahr des Zerplatzens da ist, auf der linken Seite, zwischen den Rippen und Kreuzknochen, senkrecht in den von Dunst ausgedehnten hohlen Leib hinein sticht. Durch dieses Werkzeug wird die Wunde offen erhalten, und zu den Seitenlöchern desselben kann aller in dem hohlen Leibe befindlicher Dunst sich gänzlich heraus ziehen, und also die Ursache des Zerplatzens auf einmal gehoben werden. Der Dunst selbst steigt, wie mir unter andern Herr Gugenmus gesagt hat, mit größter Heftigkeit zum hohlen Leibe heraus, hat einen heftigen Geruch, und füllt den ganzen Stall damit an. Das Rindvieh ist gleich

darauf besser, und die Wunde fällt leicht zu. Ich habe bei Herrn Gugenmus allhier ein Stück Vieh gesehen, das bei einer solchen Gefahr von obgedachtem Hauk vor vier Wochen war gestochen worden, bei welchem man die Narbe gar nicht mehr gesehen, sondern nur noch fühlen konnte.

Andere verrichten dieses Stechen mit einem Federmesser; da aber die Wunde gleich zufällt, ehe noch aller Dunst heraus ist, so hat mir diese Methode viel besser gefallen. Bei dem täglich mehr zunehmenden Kleebaue, und ehe die Leute das ordentliche Füttern desselben lernen, wird sich dieser Fall noch oft äußern; es wäre also zu wünschen, daß aus jedem Dorfe ein Bauer diesen Handgriff erlernte, wozu sich die Schmiede am besten schickten, um im Falle der Noth ihren Mitbürgern beispringeu zu können. Der Mann hat sich auch erboten, diese Heilmethode Jeden unentgeldlich zu lehren. Bei anfangenden Aufblähungen schütten viele dem Viehe Brandwein, Steinöl, oder gar nur Mistputtel ein, welches auch hilft. Hat es aber überhand genommen, und das Vieh ist dem

Zer-

zerplatzen nahe, so ist meines Erachtens das Stechen das einzige und beste Mittel.

Unser würdiges Mitglied, Herr Kollektor Gugenmus zu Eppingen, hat hier eine Anmerkung gemacht, die alle Aufmerksamkeit verdient, und die ich deßwegen ganz vorlege. Er ist nicht für dieses Mittel, und hält diese Kur für grausam. „Diese grausame Kur, sagt er, ist noch „in den wenigsten Orten bekannt, und es sind „wenig Vieharzte vorhanden, die dieselbe ver„stehen. Hier in Eppingen ist auch einer, der, „welches nicht zu läugnen ist, seit 12 Jahren „sticht, und dadurch viele Stücke von der Ge„fahr des Auflaufens augenscheinlich befreiet „hat; gleichwohl sind noch viele Umstände vor„handen, die diese Kur zweifelhaft und unzu„verläßig machen. Dergleichen sind: daß der „Siz des Uebels nicht da ist, wo das Vieh „hingestochen wird. Der Dunst oder der Wind „ist nicht die Ursache der Krankheit selbst, folg„lich kann auch der durch den beigebrachten „Stich verschaffte Ausgang und Zug des Dun„stes oder Windes die Kur nicht selbst seyn. „Wenn einem aufgeblähten Stücke Vieh das

„Maul mit einem Stricke oder Strohseile offen
„gehalten wird, so geht viel und noch mehr
„heisser Dunst zum Rachen heraus."

„Wahrscheinlicher Weise rührt das Uebel
„von einer verdorbenen Verdauung her, auf
„welche eine Verstopfung erfolgt, die zulezt
„den Brand verursacht, wenn durch Abgang
„des Mistes keine Hilfe verschafft wird. Denn
„sobald dieses geschieht, ist das Uebel geho-
„ben, und das Vieh außer Gefahr. Nach die-
„sen Grundsätzen hat man das Uebel durch
„kühlende und abführende Mittel zu heilen
„gesucht, und wenn diese nicht bald gewirket,
„hat man zu Klistieren von lauem Wasser und
„Leinöl geschritten, und so lange angehalten,
„bis man die Abführung des Mistes zuwege
„gebracht hat, und diese Kur hat fast nie fehl-
„geschlagen. Das Urtheil über diese und jene
„Heilart wird billig einem geschickten Vieh-
„arzte überlassen. Die Sache ist übrigens von
„großer Wichtigkeit und Nutzen. Noch vori-
„ges Jahr habe ich die Probe davon an einem
„theuern Pferde gehabt, das auf diese Weise
„von einer Toll- und Tobsucht, die von Ver-

„Kopfung herrührte, befreiet worden. Es war „so heftig angegriffen, daß es die Wände mit „dem Kopfe einstossen wollte; aber in acht Ta„gen war es gänzlich hergestellt, obgleich die „Pferdärzte, oder vielmehr Stümpler es für „verloren schäzten."

„Daß übrigens bei dem Stiche keine Ge„fahr seyn soll, dagegen streitet die Erfahrung; „indem schon manches Stück an der Wunde, „so es durch den Stich bekommen hat, und die „wegen dem beständigen Eitern allezeit offen „und schmerzhaft geblieben ist, nach einer lan„gen Zeit, wenn es mehr verzehrt hatte, als „es werth war, gefallen ist."

Ob ich zwar in Betracht der Ursachen dieses Uebels mit Herrn Gugenmus nicht einerlei Meinung bin, so glaube ich doch, daß seine Erfahrung den Weg bahne, eine gründliche Heilmethode gegen dieses gefährliche Uebel zu finden. Der Klee, den das Vieh nur gar zu sehr liebt, und ihn zu schnell frißt, erhitzet sich in dem Magen, geht in Gährung über, und diese erzeugt eine unerschöpfliche Quelle von Winden. Diese Winde dehnen anfänglich blos

den Darmkanal sehr aus; nachher dringen sie durch die Häute derselben durch, füllen nicht allein die Höhlung des Bauches aus, sondern dehnen die Haut so gewaltig auseinander, daß sie endlich zerplatzen muß. Die erste Ursache ist also freilich eine Unverdaulichkeit; aber sie artet bald in eine Windsucht aus, welche, wenn die Dünste in die Höhlung des Leibes kommen, die größte Lebensgefahr drohen.

So lange nun das Uebel in dem Darmkanale sitzet, sind allerdings kühlende und abführende Mittel, deren in des Herrn Erxlebens vortreflichen Werke (Einleitung in die Vieharzneikunst. 1ter Th. S. 223) mehrere angeführt sind, höchst dienlich, ja man sollte gleich die vorhin gelobten Klistiere damit verbinden, und nicht auf mehrere Gefahr warten, da diese allerdings den größten Dienst hier leisten müssen.

Auch das Offenhalten des Mundes ist erspríeslich. Denn je mehr der Dunst Auswege findet, je weniger ist zu befürchten, daß er in die Höhlung des Leibes austreten, und dort stehen bleiben könne.

Ist aber der Dunst einmal in die Höhlung des Unterleibes ausgetreten, so ist die Krankheit eine wirkliche Windsucht, und der Erfolg der ersten Krankheit wird nun eine Ursache einer neuen, wenigstens einer mehr verwickelten Krankheit. Ob hier abführende Mittel und Klistiere dem Uebel allein gewachsen sind, zweifle ich. Es ist wahr, die Dünste können wieder verschluckt und zurück geführt werden, denn durch die nämlichen Wege, durch die sie heraus dringen, werden sie auch wieder eingesogen; aber dieß erfodert, daß die Eingeweide selbst erst leer von selbigen seyn müssen. Dieß sind sie aber in dem Zeitpunkte nie, wo die Gefahr des Zerplatzens bevorstehet. In diesem Falle muß man in der dringenden Noth die ausgetretenen Dünste schnell heraus lassen. Und diese Heilart ist auch in der Arzneikunde üblich, wo man in der Windsucht den Unterleib durchsticht, um ihn von der ausgetretenen Luft zu befreien. Der Erfolg ist zwar in derselben nicht immer glücklich, weil bei der Trommelsucht eines Menschen gewöhnlich die Eingeweide zu Grunde gerichtet sind, sich also immer

neue Winde erzeugen. Hier ist es gerade umgekehrt, die Eingeweide sind vortreflich, ihre Bewegung ist nur durch die Ausdehnung der Winde unterdrückt, diese dürfen nur hinweg seyn, so erholen sie sich von freien Stücken, und setzen ihre Bewegung fort.

Ich glaube also, daß in einer wirklichen Austretung der Dünste in den hohlen Leib, besonders wenn sie sich so anhäufen, daß sie das Zerplatzen drohen, der Stich nicht allein das einzige Mittel, sondern auch, daß er das unschädlichste sey. Denn die Bauchwunden sind ja bei den Menschen nicht gefährlich, wofern nur die Eingeweide nicht verletzet sind; und diese hierzu verletzen, müßte man ausnehmend ungeschickt seyn, da der Wind sie von der Haut genug hinweg drückt. Ja nicht einmal die Wunden der Eingeweide sind allemal tödtlich; und ich weiß noch gar zu wohl, daß unter meiner Aufsicht ein Mann geheilt worden ist, der mit dem Degen in die Magenhäute verwundet war. Der wenige Eiter kann keine Zehrung verursachen, man müßte denn mit Gewalt, oder durch ausnehmende Unwissenheit dieselbe ohne Noth

vergrößern, und mit Fleiße offen halten. Auch beweist ein oder anderer unglücklicher Fall, der von Zufällen abhängt, gar nichts; sonst müßte man alle Arzneien verwerfen. Denn, wann helfen sie immer? Ich für meinen Theil empfehle also diese Haukische Heilmethode recht sehr, doch so, daß ich immer rathe, mit häufigen Klistieren und abführenden Mitteln anzufangen, und mit Eifer anzuwenden, und nur dann den Stich vorzunehmen, wenn diese nicht helfen wollen, und die Gefahr dringend ist.

In Handschuchsheim habe ich noch eine artige Beobachtung in Betracht der Größe, Dicke und Alter des Weinstockes gemacht. Es ist beinahe kein Haus, das nicht einen oder zwei davon in die Höhe angezogen hat, die man mit allem Rechte Weinbäume nennen kann. Denn sie haben von unten auf, bis dahin, wo man sie unter dem Schnitte hält, so gewöhnlich bis an die Fenster des zweiten Stockwerkes gehet, und in der Höhe 14 bis 18 Schuh Höhe ausmachen mag, einen Hauptstamm von gleicher Dicke, der wenigstens anderthalb Schuh im Umkreise hat. Einen habe ich gemessen, der mehr als

2 Schuh, und einen andern, der mehr als 2 Schuh und 10 Zoll im Umkreise dick war. Gewöhnlich gehen sie bis an die Fenster des zweiten Stockes gerade hinauf, von da werden sie über eine hölzerne Laube hinüber gezogen, und diese Nebenäste, deren oft vier und mehrere sind, sind sechs und mehrere Zolle im Umkreise dick; andere bekleiden blos die Oberwand des Hauses. Diese Lauben, die bald über die Straßen sich erstrecken, gewöhnlich aber den Hof des Hauses bedecken, geben dem Orte ein sehr angenehmes Ansehen, und tragen durch die frühere Trauben den Besitzern vieles Geld ein, weil sie solche meist auf den Wochenmärkten sehr wohl und theuer versilbern können.

Das Alter der Hauptbäume ist bei meinem Nachfragen Keinem bekannt gewesen; nur sagten sie, daß sie den kalten Winter von 1709 überstanden hätten, folglich wenigstens 70 Jahre alt wären. Außer dem Beschneiden geschieht das ganze Jahr nichts an ihnen, und das Pflaster geht über die meisten Wurzeln. Dennoch tragen sie reichlich, und sind wenigern Gefahren als die Wingerte ausgesezt, und außer dem

Regen in der Blüthe, der ihnen aber auch nicht so sehr zusezt, war den Leuten kein Unglück bekannt, das diesen Rebenbäumen drohete. Dergleichen Weinbäume habe ich auch Etliche in Heidelberg, Einige in Neuenheim, Mehrere in Dossenheim und Schriesheim angetroffen. Unter allen diesen hatte Einer in Schriesheim den schönsten Wuchs, war von unten bis oben von bewunderswürdiger Gleichheit, und bei zwei Schuh im Umkreise dick.

Auch in Neuenheim und Handschuchsheim habe ich verschiedene, meist Kirschbäume gesehen, auf welchen die Reben sich hinauf gerankt hatten. Nach dem allgemeinen Zeugniße der Besitzer tragen diese Bäume jährlich reichlich; Einer von ihnen sagte mir, daß er von seinem Baume verwichenes Jahr eine halbe Ohm Wein gekeltert habe. Die Mißjahre sind sowohl hier, als bei jenen an den Häusern unbekannt. Aber die Leute lassen die Reben ohne allen Schnitt auf den Bäumen herumranken, welches Ursache seyn mag, daß sie die mindere Güte des darauf gemachten Weines beobachtet haben; sie hängen aber so voll, daß sie bei dieser Wild-

heit den Baum bald ersticken, und zulezt zerbrechen.

Bei dieser Gelegenheit muß ich erinnern, daß noch viele Freunde mir dergleichen Bäume in Worms, in der Neustadt ꝛc. angezeigt haben. Auch hat mich unser eifriges Mitglied, der Herr von Valtravers, versichert, daß er verwichenes Jahr auf seinen Reisen in dem Toskanischen ganze Alleen mit Maulbeerbäumen gesehen, die mit Reben überwachsen waren, von denen die Leute die Blätter zur Seidenzucht abgeblatet, ohne den Weinstock zu verletzen. Beweise genug, die meine verwichenes Jahr vorgetragene Meinung noch besser unterstützen werden *).

Es wäre zu wünschen, daß diese Gewohnheit, solche Traubenbäume an den Häusern zu erziehen, in allen Dörfern der nicht waldigten Gegenden der Pfalz eingeführet würde. Sie geben dem Orte Ansehen, den Besitzern aber ohne alle Mühe eine reichliche Erndte. Die Anzahl dieser Traubenbäume mag sich in den

*) s. die zweite hier folgende Abhandlung.

angeführten Orten gerne auf 400 Stücke belaufen.

Noch muß ich hier anmerken, daß man in der ganzen Gemarkung von Heidelberg bis Ladenburg noch gar genau die Gegenden spürt, wo in den Jahren 1734 und 1735 die verschiedenen Armeen der Oesterreicher gestanden, besonders aber wo die Kavallerie ihr Standquartier gehabt hat. Die Aecker sind damals durch den Dung, Urin und übrige Abfälle so bereichert worden, daß man den augenscheinlichen Nutzen davon noch bis jezo empfindet. Die Sache ist weiter nichts Neues; Jedermann kennt die Erfahrung, daß die durch Krieg heimgesuchten Länder in den ersten Jahren des Friedens die reichlichsten Erndten abwerfen; man weiß auch, daß die Lager und die Schlachten das Feld überflüßig bereichern. Es hat deßwegen ökonomische Schriftsteller gegeben, die den Landesfürsten gerathen haben, ihre Kavallerie in Friedenszeit in wüste Strecken Landes zu lagern, als das beste Mittel, diese öden Länder auf einmal in Aufnahme zu bringen. Aber diese Herren bedenken nicht, daß die Zufuhr

der Fourage für eine Kavallerie ein größerer Druck für das bebauete Land wäre, als hier der Vortheil seyn möchte; anderer Unbequemlichkeiten und Kostspieligkeiten nicht zu gedenken. So weit hergeholte Projekte, zu denen so viele beistimmen müssen, sollte man deßwegen gar nicht vortragen, weil man voraus sehen kann, daß sie weiter nichts als leere Vorschläge verbleiben werden. Desto reichhaltiger sind jene Folgerungen, die ein jeder Einzelne für sich ausführen kann, ohne daß er die Beihilfe, oder die Uebereinstimmung eines Andern vonnöthen hätte. Der häufige Dung ist die Ursache, warum diese Felder so lange Jahre ausnehmend fruchtbar bleiben; ein jeder Einzelne merke sich also, daß er sich so sehr als möglich befleißigen möge, seine Aecker reichlich zu düngen. Dieß haben die Wiedertäufer bisher befolget, und deßwegen hat man sie für die Meister im Ackerbaue erkläret, ohne auf die Ursache ihres größern Glückes hierin nachzuspüren. Dieß war die wahre Triebfeder ihres Eifers, mit der sie die Viehzucht betrieben, die ihnen reichlich Dung verschaffte, und mit dem sie ihre

Felder beständig unterhielten. Aber unser gewöhnlicher Feldbau wird nur auf den Raub getrieben. So lange man nur das mindeste von fruchtbarmachenden Theilen in dem Acker noch merkt, wird er besäet, ohne daß man ihm etwas weiter geben sollte. Dadurch wird der Acker so erschöpft, daß man ihm nachher auch mit Dunge so bald nicht aufhelfen kann; und dieß ist die wahre Ursache der Mißjahre, und der theuern Zeiten. Die Bauern und auch Andere sagen, daß in solchen Aeckern, in denen sie noch fruchtbarmachende Theile spüren, ein heimlicher Schatz verborgen liege, den sie erst erheben wollten, und sind stolz auf diesen Gedanken; aber leider! sie bestehlen sich selbst, ohne es zu wissen.

Gegen dieses heillose, sowohl dem ganzen Lande überhaupt, als auch jedem Einzelnen höchst schädliche System setzet man sich nun mit Gewalt, und giebt sich Mühe, den großen Einfluß Jedermann vor Augen zu legen, den der vermehrte Kleebau, und die dadurch vermehrte Viehzucht auf den Ackerbau hat. Der Kleebau, statt den Acker auszumergeln, veredelt ihn, der

dadurch gewonnene Dung bereichert ihn, und der Bauer, der diesen Grundsätzen folgt, hat nicht allein reichere Erndten zu erwarten, sondern seine Aecker steigen alle Jahre im Preise; da hingegen bei der gewöhnlichen Bauart solche vielmehr im Preise fallen. Unsere Gesellschaft wird deßwegen auch nicht müde werden, dieß für den Ackerbau so wichtige System Jedermann einleuchtend zu machen; wir werden andern Oekonomen gern die Ehre neuer Erfindungen überlassen, und uns glücklich schätzen, wenn wir den Kleebau und die Viehzucht recht allgemein machen können; indem wir glauben, das Geheimniß des Feldbaues vorzüglich im häufigen Dunge gefunden zu haben. Es mögen andere das flache Pflügen dem tiefen vorziehen; andere dagegen das tiefe Pflügen als das Geheimniß des Ackerbaues ansehen, wir lassen Ihnen gerne die Freude, diesen Streit auszumachen, und behaupten, daß ein Acker nur in jenem Verhältniße fruchtbar ist, in welchem er gedüngt wird.

Hiebei fällt mir ein, welchen Schaden sich die Leute zufügen, die ihre Brachäcker sich ab-

weiden lassen; das Unkraut, so darauf wächst, hat den Acker gewissermaßen erschöpft, wird es nun abgeweidet, so ist dieser Ertrag offenbar verloren. Giebt aber der Ackersmann Acht, daß er seinen Brachacker alsdann stürzt, wenn das darauf von freien Stücken gewachsene Unkraut zu blühen anfängt, so bereichert er seinen Acker ausnehmend damit, und durch dieß Umstürzen kommen auch andere Saamen zum Vorscheine, die jetzo keimen, wachsen, und durch das Unterpflügen abermals den Acker bereichern. Aber die wenigsten Ackersleute wissen, daß Gewächse, wenn sie in Verwesung gegangen sind, düngen, da sie gleichwohl diese Kraft ausnehmend besitzen. Ich habe seit einigen Jahren in dem hiesigen botanischen Garten die Erfahrung wiederholter gemacht. In die Länder, in welchen jene Gewächse stehen, die in der freien Luft ausdauern, thue ich nie Dung, sondern lasse nur des Winters die gewachsenen Pflanzen darauf verfaulen; dieß düngt so ausnehmend, daß die Gewächse zu meinem Verdrusse zu heftig wachsen, und Jeder, der in den Garten kommt, sie wegen ihres prächtigen Wuchses bewundert.

Gleichwohl ist das Feld des Gartens blosser steifer Letten, der in der Ackerbauschule als untauglich so sehr verrufen ist.

In andern Ländern ist der Dung aus Gewächsen bekannt, und Herr Popowitz (Bemerkungen v. J. 1770. 2ter Th. S. 187 — 192) hat in unsern Abhandlungen gezeigt, daß seit 1500 Jahren dieß in Italien üblich sey. Neuerlich hat ja Jemand durch das Unterpflügen ein neues Ackergeheimniß bekannt machen wollen, und daher eine doppelte Korn- und Broderndte versprochen. Aber die Sache ist alt, und verständigen Leuten bekannt; nur jene, die es wissen sollten, wissen es nicht. Ja, ich habe neulich an einer Straße, die mit Gärten besezt war, zu meinem Erstaunen einen Befehl angeschlagen gesehen, vermöge welchem Niemand bei drei Reichsthaler Strafe den Abfall aus den Gärten auf die Straße schütten soll. So wenig kennen die Leute, was zu ihrem Vortheile dient. Hätten diese Leute Einsicht, so würden sie diesen Abfall geizig aufheben, ihre Gartenbeeten damit düngen, und keinen Befehl verursachen, der ihrer Einsicht so viel Schande macht.

Dossenheim liegt 1 1/4 Stunde von Handschuchsheim an dem Gebirge; die Bauart ist die nämliche, wie zu Handschuchsheim, nur ist wegen der Schäferei gar wenig Kleebau hier; die Heerden dieser drei Dörfer und des Ortes Schriesheim gehen in den waldigten Gebirgen auf die Weide. Zu meinem Vergnügen aber hörte ich beinahe überall, daß die Einwohner mit Ungedult die Abänderung der Schäferei abwarten, um den Klee in Menge zu bauen, und die Stallfütterung einzuführen, da sie endlich den Schaden einsehen, den diese Bergweiden ihnen zufügen. Die meisten Einwohner dieses lezten Ortes haben dieß Jahr schon ihr Vieh nicht mehr so abtreiben, sondern zu Hause halten wollen. Herr Hofkammerrath Frank hat hier auf seinem Gute eine kleine Stallfütterung mit Schweizervieh angefangen, dem einige Einwohner mit inländischem Viehe bereits vorgegangen sind.

Hier in Dossenheim ist auch die Heerde angorischer Ziegen, die Sr. Kurfürstlichen Durchlaucht zugehören. In dem Jahre 1768 erhielten Höchstdieselbe von des Fürsten von Lichtenstein

Durchlaucht, zwei Böcke und fünf Ziegen von guter Abkunft zum Geschenke, denen man noch einige hieländische zugesellte. Ich habe die Schönheit dieser Thiere bewundert, die durch ihre Schlapp-Ohren, besondere Hörner, kurze Füße und lange gekräuselte fein glänzende Seidenhaare sich kenntlich genug machen. (Buffon Histoire Naturelle, Tom. II. findet man eine Abzeichnung des Bockes.) Die ersten von inländischen Ziegen, mit dem angorischen Bocke gesprengt, hatten zwischen den ordentlichen Ziegenhaaren schon schöne aber seltene Seidenhaare. Die Jungen der zweiten Zeugung mit dem Stammbocke hatten schon mehr Seidenhaare als Ziegenhaare, und bei den Jungen der dritten Zeugung findet man beinahe keine Ziegenhaare mehr, sondern sie sind in die angorische Art gänzlich veredlet. Ich habe eines einen Tag altes junges Zickel gesehen, dessen Ohren wie Hundsohren herunter hiengen, und bis vornen über das Maul konnten gelegt werden. Die Haare waren außerordentlich fein, und wie gelockt, so daß man ihre feine Art gleich genau beurtheilen konnte. Doch hat mir

der Hirt einen schwarzen Bock von der Abkunft einer inländischen Geise, mit dem angorischen Bocke belegt, gezeigt, der, als die erste Art, gleich alle Kennzeichen seiner edlen Abkunft an sich hatte. Gewöhnlich aber sind die Jungen von der dritten Zeugung mehr angorischer Art. Gegenwärtig ist die Heerde schon 80 Stücke stark, unter denen sich aber noch Bastarte befinden; sie werden sich jezt aber häufiger vermehren, da es an guter junger Zuzucht, sowohl an Böcken als Geisen, nicht mehr fehlt. Die Sorgfalt für ihre Verpflegung ist gut überdacht. Winters und bei nassem oder trübem Wetter werden sie mit Heu im Stalle gefüttert, bei schönem Wetter klettern sie aber verschiedene Stunden auf dem höchsten Gebirge des Dossenheimer Waldes herum, welche Gegend recht für sie gemacht scheint.

(Auch diese beabsichtigte Ziegenveredlung ist leider! für die Pfalz verloren gegangen. Die wahre Ursache ist mir gegenwärtig entfallen, aber so viel erinnere ich mich, daß nach Karl Theodors Residenz-Verlegung von Mannheim nach München die Aufsicht über die beabsichtigte

Veredlung der Erwartung nicht entsprochen, die ziemlich zurück gefallene Heerde aber nach Baiern abgeführt worden ist. Ueberhaupt hat diese Residenz-Verlegung (1779) vieles dazu beigetragen, daß Manches mit minderer Wärme besorgt ward, so durch die Gegenwart des Landesfürsten beseelt werden muß; und diese Abwesenheit hat nach und nach den Verfall von manchen nüzlichen Unternehmungen herbei geführt, besonders wenn der, den Anfang begleitende Verlust durch den Zufluß des Hofes ersezt werden mußte. Anm. d. V. v. 1804.)

Es ist bekannt, daß Herr Alström einer der Ersten war, der diese angorischen Ziegen nach Europa gebracht, und sie einheimisch zu machen gesucht hat; der Versuch ist so glücklich ausgefallen, daß die Schweden gegenwärtig eine beträchtliche Heerde haben. Der Befehl, bei sechsjähriger Festungsstrafe, keine aus Schweden auszuführen, machte mich vermuthen, als ob die in andern Gegenden Deutschlandes angetroffenen angorischen Ziegen alle schwedischer Abkunft wären, indem mir ein Verbot der Ausfuhr wunderlich vorkam, wenn man sie

anderwärts her haben könnte. Ich ersuchte also Se. Excellenz den Kurpfälzischen Herrn Gesandten an dem kaiserlichen Hofe, Freiherrn von Ritter, bei den fürstlich Lichtensteinischen Beamten nach der Abkunft derselben gütigste Nachfrage zu halten, der mir folgenden Brief im Einschlusse zugesandt hat.

Antwortschreiben des Fürst Lichtensteinischen Intendanten, Hrn. Johann Weygand.

Feldsperg den 24. Junius.

„Eurer rc. mir sehr zu verehrende Zuschrift „vom 20. dieses erhielte ich dahier in Feldsperg ganz richtig, und diene in gehorsamer „Gegenantwort: daß die mit Bewilligung weiland Sr. Hochfürstl. Durchlaucht des Fürsten „Joseph Wenzels von Lichtenstein rc. auf seinen „Gütern aufgebrachten Ziegen keine Abstammung aus Schweden sind. — Den ersten Bock „erhielte ich 1756 von einem Artilleriehauptmanne in Triest, Herrn von Zendroni, einem „meiner guten Freunde, als ein Geschenk, der „ihn ebenfalls von einem englischen Schiffska-

„pitain als ein Geschenk erhalten hatte. Ich
„gab diesem Bocke noch denselben Herbst sechs
„Stücke hierländische einheimische weiße Zie-
„gen zu, und vermehrte auf diese Art die
„Heerde und die Verfeinerung ansehnlich. Im
„Jahre 1765 wurden Sr. Hochfürstl. Durch-
„laucht von Sr. Excellenz dem Herrn Feldmar-
„schalle und Bevollmächtigten der Oesterreichi-
„schen Lombardie, Herrn Marquis de Botta,
„von Florenz zwei Böcke und vier Ziegen ver-
„ehrt, wodurch, den vielen Hindernissen von
„Seiten der wirthschaftlichen Beamten ohnge-
„achtet, diese Thiere auf den Mährischen so-
„wohl, als Oesterreichischen fürstlichen Herr-
„schaften sich ziemlich vermehrt haben rc."

Im Jahre 1742 hat Herr Alström die ersten angorischen Ziegen in Schweden eingeführt; es scheint, daß nachher mehrere diesen Weg versucht. Nach Herrn Beckmann (Grundsätze der deutschen Landwirthschaft. S. 293.) sind auch in Anspach eine solche Heerde angorischer Ziegen; auch meldet er, daß man in Schweden Schwierigkeiten finde, die Haare von ihrem natürlichen Schmutze zu reinigen, glaubt aber

nach dem Ritter von Linne', daß dieß mit der Wurzel des indischen Borasch möglich zu machen sey. Ist dieß, so würden wir hier damit bald zu Stande kommen, denn in dem botanischen Garten allhier pflanzt sich dieser Borasch wie Unkraut fort, und ist also nun einheimisch gemacht.

Schriesheim liegt eine Stunde von Dossenheim, ebenfalls an der Bergstraße. Hier ist der Wingerts- und Feldbau, wie bei den vorigen Ortschaften; aber sie haben in Betracht der Brache eine vernünftigere Eintheilung, indem beinahe die Hälfte ihrer Güter, nämlich über 900 Morgen, beständiges Hegfeld ist, die übrigen 1100 Morgen, die, wie die vorigen, besonders liegen, mit umwechselnder Brache gebauet werden. Die Last der Schäferei hat also jährlich nur 550 Morgen gedrückt; doch das ist der geringste Vortheil. Der größte besteht darin, daß die nämlichen 900 Morgen immer frei davon geblieben sind. Da wo sich gar zu viele Schwierigkeiten wegen dem Aufheben der Schäferei finden, da ist diese Methode als ein geringeres Uebel wirklich zu empfehlen. Klee-

bau hatten sie noch wenig; und als ich verschiedene Leute darüber befragte, sagten sie mir gerade heraus, er wäre ihnen unbekannt gewesen, und außer wenigen Morgen war kein alter Klee vorräthig. Dieß Jahr haben sie sich aber mit Macht daran begeben, und den größten Theil ihres in 900 Morgen bestehenden Hegfeldes damit besaamet. Klarer Beweis, daß der Bauer nicht so widerspenstig ist, wenn er einmal seinen Vortheil kennt.

Beispiele allein sind also nicht hinlänglich; auch der Bauer will seine Gründe haben: Legt man ihm diese gerade, und ohne Zweideutigkeit vor, und er hat Beispiele gesehen, so greift er es mit Macht an. Hieraus siehet man den Nutzen, den ökonomische Schriften stiften können; doch ist der Kalender immer das beste Mittel, den Bauern beizukommen. Auch hievon habe ich Erfahrung. Unsere ökonomische Gesellschaft ließ einen Unterricht vom Kleebaue drucken, und umsonst austheilen. Die hohe Landesregierung hatte die Gnade, diese Austheilung zu befehlen; gleichwohl wurde dieser Endzweck nicht sehr erreicht. Bald blieben sie

da, bald dort liegen; zur Wissenschaft des Bauern kamen die wenigsten, wie ich solches durch häufiges Nachfragen sattsam erfahren habe. Dieß Jahr 1772 erschien dieser Unterricht in dem Kalender. Auf einmal hat er eine außerordentliche Gährung verursacht, und in allen Orten und Enden von Kurpfalz hat man im Großen denselben angelegt, oder doch wenigstens dort Proben gemacht, wo er noch gar nicht bekannt war. Den Kalender bekommt ein Jeder; und giebt es schon viele, die sich über seinen Inhalt anfänglich aufhalten, so sind auch wieder Andere, denen es einleuchtet, und zulezt thun es die am ersten, so sich am mehresten darüber aufgehalten haben. Auch viele unterdrücken einzeln bekannt gemachte Beobachtungen aus Eifersucht, sie sagen, da es gut ist, so wollen wir es für uns behalten; dieß ist aber bei einem Kalender nicht möglich, folglich ist er zum öffentlichen Unterrichte das beste Buch. Nur glaube ich, sollte man die Mode, medicinische Auffsätze dort einzurücken, nicht so überhand nehmen lassen, sondern ihn mehr landwirthschaftlichen Auffsätzen bestimmen; denn

der Bauer ist noch nicht an das Lesen gewöhnt, folglich sind ihm medicinische Aufsätze im Anfange viel zu gelehrt.

Ladenburg ist ein angenehmes Städtchen am Neckar, und die Oberamtsstadt des Oberamtes gleiches Namens. Unser würdiges Mitglied, Herr Stadtschultheiß Reinecker, giebt sich viele Mühe, die Landwirthschaft in Aufnahme zu bringen, und seine Kenntniße sind aus seiner schönen Schrift bekannt, die mich der Mühe überhebt, Nachrichten aus selbiger Gegend mitzutheilen. Aber die wichtigen Versuche von Aufhebung der gemeinen Weide verdienen, daß ich sie hier etwas weitläufiger vorlege.

Der Nutzen von dem Umbruche des gemeinen Weidstriches bei jenen Orten, die dessen zu viel haben, war ein Hauptgegenstand der gnädigst angeordneten hohen Landes-Oberpolizei-Ministerial-Direktion. Sie hat deßwegen gnädigst befohlen, daß verschiedener Ortschaften ihre Weiden zur Hälfte umgerissen, die andere Hälfte aber in so lange zur Weide liegen bleiben sollte, bis der Unterthan sich mit

hinlänglichen Kleeäckern versorgt haben würde, um die ganze Stallfütterung einführen zu können. Die Stadt Ladenburg suchte ebenfalls um die Erlaubniß an, die Hälfte ihrer Weiden umbrechen zu dürfen, welches ihr auch gnädigst erlaubt wurde. Diese umgerissene Hälfte wurde ausgemessen, und ausgerechnet, wie viel ein Jeder bekommen müsse; indem ein jeder Bürger, er sey reich oder arm, seinen gleichen Antheil erhalten sollte. Das Antheil betrug 58 Ruthen für Jeden; diese wurden hernach unpartheiisch verloost, und Jedem sein Antheil angewiesen. In dem ersten Jahre wurde Tabak hinein gebauet; da aber die Schlosen diesen beschädigten, so war der Vortheil nicht so groß. Gleich nach dem Tabacke kam Winterreps hinein, der denn ausnehmend zu Glücke geschlagen ist. Auf einem solchen Stücke von 58 Ruthen sind, die mittlere Zahl genommen, 4 Malter, und 3 oder 4 Simmern Reps gemacht, und daraus 45 bis 50 fl. erlöst worden. Noch ein Stück Weidstrich haben sie, ich weiß nicht warum, als geringeres Feld angesehen, (vielleicht aus dem falschen Grundsatze von

schlechtern und bessern Boden) und solches mit Wintergerste besäet. Aber die Gerste stund zu mast, legte sich um, und die Körner fielen nicht so gut aus; weßwegen jedes Loos nur ohngefähr 6 Malter eingetragen hat, die man, das Malter zu 4 fl., überhaupt zu 24 fl. anschlagen kann. Dieß Jahr sind die guten Stücker abermal mit Reps, die geringere mit Wintergerste besaamet worden.

Die Ursache, warum hier der Anbau von Tabak und Reps anbefohlen worden, ist ganz klar. Man hat vorzüglich für den armen Mann gesorgt, der durch dieß Kapital, wozu er beinahe keine Auslagen nöthig hat, in Stand gesezt wird, sich Vieh anzuschaffen. Und diese Weise, dem gemeinen Manne aufzuhelfen, kann nicht genug gelobt werden.

Der Zehenden von dem Repse dieser umgerissenen Weidstücken ist ohngefähr auf 500 fl. gekommen; der ganze Ertrag des umgerissenen Weidganges aber, was er jedem Einzelnen eingetragen, kann wenigstens auf 6000 fl. geschäzt werden. Ein Ertrag, den man so gut als gefunden ansehen kann, da die Gemeinde

noch eben das Vieh ernährt, als sie ehemals ernährt hat, und zwar, weil der Kleebau auf jenem Weidestriche noch nicht ganz im Stande ist, der ihnen noch übrig geblieben war.

Die Einwohner des Ortes Feudenheim haben das mehrste Glück bei Austheilung des Weidstriches gehabt, weil sie gar zu vielen Weidgang besessen. Jeder Bürger bekam 160 Ruthen; ein Beisaß die Hälfte, nämlich 80 Ruthen, die ebenfalls mit Tabak angepflanzet worden, um das Feld durch die Hacke in Bau zu bringen. Sie hatten wegen den Schlosen das nämliche Unglück; doch hat es Leute gegeben, die bis 12 Zentner Tabak gemacht, und den Zentner zu 6 fl. 30 kr. gerechnet, 78 fl. an Geld erlöst haben. Ein Anderer, mit dem ich gesprochen, hatte 8 Zentner gemacht, den Zentner zu 6 fl. 45 kr. verkauft, und folglich 54 fl. erlöst; dieß war der gewöhnlichste Ertrag. Der Winterreps des zweiten Jahres war abermals sehr ergiebig, und kann man wenigstens einen Morgen in den andern auf 10 Malter rechnen, ob es gleich Leute gegeben, die 15 Malter eingeerndtet, andere, die nur 8 Malter bekom-

men haben. Im Durchschnitte hat also jeder Morgen dem Besitzer über 100 fl. eingetragen. Außerdem war der Zehenden beträchtlich; denn er wurde für 700 fl. baares Geld und 48 Malter Reps in Natura versteigt, und wie ich bin versichert worden, haben die Steiger guten Vortheil gezogen.

Dieses Frühjahr haben die Einwohner abermals, der Bürger 103 1/2, der Beisaß hingegen 51 3/4 Ruthen, zu ihrem vorigen Loose zugetheilt bekommen, und gleichwohl noch einen erklecklichen Weidstrich übrig behalten. Auf diesen 100 Ruthen haben die Einwohner 30 bis 40 Zentner Heu gemacht, und es hernach ebenfalls umgerissen und zu Reps angepflanzt.

Ob nun gleich dieß große Weidstück umgerissen worden, so hat sich deßwegen die Viehzucht nicht vermindert; im Gegentheile weiß ich zuverläßig, daß eben so viel, aber ungleich schöneres Vieh im Orte ist. Berechnet man nun, was dieß Umreissen der Weide jedem Einzelnen genuzt hat, ohne daß die Viehzucht sich nur im mindesten vermindert habe, so ist ja der Nutzen so ausnehmend klar, daß es sehr

geblendete Leute seyn müssen, die denselben mißkennen sollten. Zwar glauben einige, weil jezt in Fruchtfelder Klee gepflanzt wird, so wäre dieß Schaden; aber man muß ihnen nur einige Jahre noch zugeben, so wird sie ihr eigener Vortheil anders rechnen und anders denken lehren.

Es ist nicht zu beschreiben, wie sehr den Armen durch dieß unpartheiische Austheilen der Weiden ist aufgeholfen worden; und ich habe mir oft das Vergnügen gemacht, bei schicklicher Gelegenheit sie darüber auszufragen. Sie segnen die Stunde, und diejenigen Rathgeber, die dieß Werk durchgesezt haben. Es war auch Niemand dagegen, als die sogenannten Vornehmen des Dorfes, und da diese meist Schultheiß und Gericht sind, so kann man schon sehen, wie wenig ihren Berichten zu trauen ist. Sie führen zwar die Armen in ihren abgefoderten Berichten bei jeder Zeile an; im Grunde ist aber ihr Vortheil dabei verborgen; denn wenn dem Armen wirklich soll geholfen werden, so wehren sie sich mit Händen und Füßen, ja die meisten eingesessenen Reichen des Ortes

haben alles hervor gesucht, um dieß Vertheilen der gemeinen Weidgänge zu hintertreiben; aber es gehört zur glorreichen Regierung unsers durchlauchtigsten Landesvaters, daß endlich über alle diese Vorurtheile gesiegt worden ist, und Kurpfalz ein Beispiel aufgestellt hat, dem seine Nachbarn gewiß folgen werden.

(Es ist doch merkwürdig, wie sehr sich die sogenannten Vornehmen des Dorfes bemühen, dem armen Manne ihrer Gemeinde diesen Vortheil zu entziehen. Sie haben sie bedroht, wofern sie zur Austheilung des Weidstriches ihre Stimmen geben würden, niemal einen Kreuzer Taglohn ihnen mehr zufließen zu lassen. Gieng einer von ihnen in die Stadt, so straften sie ihn gleich damit, daß sie ihn augenblicklich aus ihrem Taglohne entließen; denn sie fürchteten sich immer, diese Leute möchten höchsten Ortes die ungerechte Unterdrückung anzeigen, und ihr sehnliches Verlangen, die Austheilung der Weidstriche, auf das dringendste empfehlen. So sehr suchen sie die Armuth in die Enge zu treiben. Ich könnte noch mehrere Beispiele dieser Unterdrückung anführen, wenn

es nicht ekelhaft wäre, diesen elenden Dorf-Despotismus zu wissen. Dieß wird genug seyn, zu zeigen, wie wenig man den Berichten von Schultheiß und Gericht trauen darf, wofern ihr Vortheil nur im entferntesten Grade damit verbunden ist.)

Diese Aufhebung der gemeinen Weiden beschäftigt jezt alle Monarchen; Sie halten es nicht mehr für zu gering, so viele tausend Morgen Feldes brache, und unbenuzt liegen zu lassen. In dem Hannövrischen Magazin dieses Jahres sehe ich, daß man im Preußischen ernstlich dahin denke, und das dahin einschlagende Edikt mit Vorsicht und Ernst abgefaßt habe. Ja, der König hat befohlen, die 100,000 Thaler, welche die landschaftliche Kasse Ueberschuß hatte, in kleinen Kapitalien an jede Privatperson auf sichere Hypothek, entweder mit leidentlichen Interessen, oder nach Beschaffenheit der Umstände ohne Zinsen hinzulehnen, wofern sie die Stallfütterung, oder wie man es daselbst fälschlich nennt, die englische Wirthschaft bei sich einführen wollen. So sehr bemüht man

sich dort, die Gemeinheiten aufzuheben, und die Stallfütterung zu befördern.

Auch in den Oesterreichischen Erblanden ist man damit zu Stande gekommen, und ich habe drei gedruckte Befehle vor mir liegen, die ernstlich darauf dringen. Der erste ist vom 5. November 1768. Der zweite vom 24. März 1770. Und der lezte vom 14ten März 1771. Da ich nicht zweifle, es wird vielen angenehm seyn, ihren Inhalt zu wissen, so theile ich Auszüge daraus mit, weil die Befehle selbst bei sechs Bogen stark sind.

In dem Patente vom 24. März 1770 „wird „jedem Unterthanen erlaubt, sein ihm zugefallenes Weidstück, sowohl als seine übrigen „Aecker und Wiesen zu befriedigen, mit Planken zu umgeben, oder auf sonstige Art gegen „den Wildschaden zu bewahren. Auch soll der „Besitzer des Grundstückes berechtigt seyn, mit „Bauernhunden das Wild von seinen Gütern „zu treiben; und der Jägerei befohlen seyn, „bei schwerer Ahndung sich nicht gelüsten zu „lassen, Jemand an Vertreibung des Wildes „von seinen Gütern zu hindern. Alle Privat-

„kontrakte, die der Zertheilung des Weidstri„ches entgegen stehen, sollen kassirt, und gänz„lich aufgehoben seyn. Alle Klagen, die über „diese Zertheilung der Weiden, als auch übri„ger Urbarmachung der Güter entstehen, sol„len nicht als Privatsachen, die man in förm„lichem Processe verhandelt, angesehen wer„den, sondern alles sogleich ex officio mit Ent„schädigung des beleidigten Theiles, und ernst„licher Bestrafung des Frevlers abgethan wer„den ꝛc."

Im dritten Pat nte vom 14ten März 1771 „wird unter andern der Antheil jener Herr„schaften bestimmt, die mit den Gemeinden „die Hutweiden genossen. Zufolge dessen be„kommen die Herrschaften die Hälfte der Wei„de, wofern sie vorher berechtigt waren, so „viel Vieh auf die Weide zu thun, als die „ganze Gemeinde; haben sie aber nur einen „eingeschränkten Viehtrieb gehabt, so bekom„men sie nur einen verhältnißmäßigen Antheil „an der Weide; haben aber die Herrschaften „den gemeinschaftlichen Trieb nicht geübt, so „bekommen sie gar nichts. Ferner wird den

„Herrschaften erlaubt, die ihnen zugefallenen „Weidstücke, oder sonstige Oeden, die sie ur„bar machen wollen, ohne fernere Anfrage mit „Höfen oder Dörfern zu bevölkern. Wenn lez„tere über 24 Häuser angewachsen, so sollen sie „das Recht der Fleischbank und des Wirths„hauses haben, auch Schmied und Wagner „annehmen dürfen. Die Grundobrigkeit und „Beamten sollen dahin sehen, daß die Unter„thanen hinlänglich Fütterung anbauen, und „im Ermanglungsfalle sollen die Beamten und „nicht die Unterthanen dafür angesehen wer„den ꝛc.“

Dergleichen Befehle zeigen an, wie sehr man endlich einsieht, daß die Landwirthschaft die erste Stütze der Glückseligkeit des Landes sey, und daß man dahin denken müsse, sie von Grund aus zu verbessern. Nirgends kann man es aber sicherer angreifen, als wenn man die Weidgänge aufhebt, die Stallfütterung einführt, und den Kleebau über alles begünstiget. Dieß hat unser grosser Kaiser Joseph eingesehen, dieß hat der König in Preussen eingesehen, dieß ist bei uns in Ausübung

gebracht worden, und eigentlich ist dieß die erste Grundlage von der Glückseligkeit, von dem Vermögen und dem Wohlstande der Engelländer gewesen. Diese Haushaltung war die erste Quelle ihres Reichthumes, die sie in Stand gesezt, alle die kommenden großen Dinge auszuführen, die sie zu einer der furchtbarsten Mächten gemacht haben. Handel und Wandel lassen sich in jedem Lande leicht herstellen, in welchem der Ackerbau blüht; aber vergebens sind alle Bemühungen, dem Handel aufzuhelfen, wo dieser entweder zu Grunde gerichtet ist, oder doch nachläßig betrieben wird. Denn der Ackerbau und dessen Produkten bringen Geld in das Land, und wo Geld ist, da richtet sich der Handel selbst ein; liegt aber der Ackerbau, so kommt kein Geld für Produkten in das Land, hingegen machen die übrigen Bedürfniße des menschlichen Lebens, daß immer Geld zum Lande hinaus geht, folglich hebt sich das Verhältniß gänzlich auf, das Land wird arm, und zu unvermögend, Handel zu treiben; der Ackerbau ist und bleibt also die Seele eines glückli-

chen Staates, und gewiß verdient er alle mögliche Aufmerksamkeit und Ermunterung.

(So dachte ich in dem Jahre 1772, und mit mir beinahe alle deutschen Freunde der Landwirthschaft. Aber seit dieser Zeit ist man von diesem allgemein angestaunten Vorurtheile zurück gekommen, und nun weiß man das wahre Gegentheil. Die Landwirthschaft ist in dieser Insel sehr zurück, und außer dem Umkreise der Hauptstadt, und einigen andern größern und kleinen Städten ist der Ackerbau im ganz eigentlichen wahren Darniederliegen. Dieß bekennen die englischen neuern Statistiker selbst, die das angebaute Land höchstens auf ein Fünftheil des Ganzen angeben. Die Ursache hievon liegt auch in der Grundverfassung, nämlich in der dort erfoderlichen Größe der Güter, wo ein einziger Pachter zum Nächtheile aller Jenen, die ihn umgeben, reich, groß, und ein wahrer Dorfdespote ist und wird. Bei uns in Deutschland ist hingegen zum allergrößten Theile die Theilbarkeit der Güter eingeführt, und ein Familienvater schäzt sich glücklich, wenn er zwischen 30 bis 60 Morgen Aecker besizt, da es

andere, und fleißige Männer giebt, die sich auf 10 Morgen reichlich ernähren. Je besser aber ein Acker angebaut wird, je reichlicher trägt er, und dieß ist dem fleißigsten und reichsten englischen Pachter bei seinen unermeßlichen Gütern unmöglich. Das Umzäunen der Güter, das man ehemals mit so großer Ehrfurcht anstaunte, ist wahrer Acker-Despotismus, der das Güterzertheilen beinahe unmöglich macht, einen großen Theil Einwohner verdammt, zeitlebens Taglöhner entweder bei einem Pachter, oder in Fabriken und Manufakturen zu seyn, und zu bleiben, und ihre Kinder gleicher Sklaverei nachzuziehen. Denn verwandeln die Eigenthümer ihre umzäunten Feldgüter in Weidgänge, wo sie ihr eigenes Vieh Tag und Nacht, Sommers und Winters weiden, und sogar Winters darauf einschneien lassen. Was man also in Deutschland mit großer Nationalzufriedenheit, nämlich Weidgang, abgeschafft hat, ist in die Natur großer Pachtungen daselbst ver- und eingewebt. In Deutschland hatte der arme Mann doch auch die Freiheit, seine Kuh auf den allgemeinen Weidstrich mitzutreiben; alles

dieß ist dem freien Britten nicht erlaubt. Und eine solche Landwirthschaft, die nur auf das Wohlbefinden einiger Wenigen berechnet ist, und den größten Theil der Nation davon ausschließt, sollte man anpreisen.

Und wo ist diese so hoch gepriesene, so lang genug angestaunte Landwirthschaft eigentlich zu finden? Nirgends, als um Londen, und höchstens um einige großen Fabrik-Städte herum. Ist es aber nicht in aller Welt bekannt, daß die Dörfer um die Hauptstädte herum blühender sind, als die weiter davon entfernten. Dieß sah man nirgends auffallender, als in Deutschland, in dessen Umkreise eine so große Zahl Residenzen waren, die, so unbedeutend auch Manche seyn mochten, in dieser Begränzung dennoch ihren wohlthätigen Einfluß äußerten. Blos in dem jezigen Donnersberger Departemente waren ehemals neun dergleichen, ohne die Lustschlösser dazu zu zählen. Jede derselben hatte ihren eigenen Hof, Landesregierung, Rentkammer u. d. gl., und unterhielten in dem oft kleinen Umkreise dennoch einen beständigen Geldumlauf.

Aber ist denn auch die Landwirthschaft um Londen herum auf das übrige England anwendbar? Ich zweifle sehr. Londen, eine Welt im Kleinen, hat Bedürfniße, die in den wenigsten andern Städten Englands vorgefunden werden. Abgang und Marktpreis bestimmen aber die Kultur, und wo dieser Abgang nicht ist, da kann man auch die Kultur nicht besorgen. Wenn der schwer arbeitende Bürger der geringsten Klasse von Londen, z. B. der Lastträger, sehr fettes Hammelfleisch, als das ihm am meisten Kraft geben sollende und das wohlfeilste in dieser Absicht begierig aufkauft: so mag dieß die Nachbarschaft Londens umgebende Pächter schon dahin bestimmen, auf die Methode dieser Mastung zu rafiniren, den eigentlichen Hauptertrag, die Wolle, aber ganz aussser den Augen zu verlieren. Kann man dieß aber in Gegenden nachahmen, wo das fette Hammelfleisch keine Abnehmer findet? Wenigstens in Deutschlands Haupt- und Residenzstädten würde ein Hammelfleisch mästender Unternehmer schlechtes Glück machen. Hier ist viele und feine Wolle Hauptertrag. So ver-

hält es sich mit mehrern andern Artikeln, die um Londen herum sehr gesucht werden, bei der übrigen Landeskultur aber gar nicht anwendbar sind. Eben diese Unanwendbarkeit mag auch die Hauptursache seyn, warum in England nach D. Clarke 1801 in Londen bei Cadet herausgegebenem Werke

an angebautem Lande . . 7,888,777 Aecker
an unkultivirtem Lande hingegen . . . . 39,027,156 Aecker

da sind: Ein alle Gränzen übersteigendes Mißverhältniß, welches uns den besten Aufschluß über den Werth der englischen Landwirthschaft ertheilt, und auch den Unglaubigsten belehren muß.

Ich weiß zwar wohl, daß man in den neuesten Zeiten abermals die englische Landwirthschaft (eigentlich sollte man sie die Londner Landwirthschaft nennen) aus allen Kräften empfiehlt und anpreist, und daß ich abermals die Zielscheibe der Anglomannen seyn werde; aber ich kann mir nicht anders rathen, ich muß auf meine vierzigjährigen Beobachtungen und daher rührende Beweise mich stützen. Herr Leibme-

dikus Thaer hat in seinen Annalen einen heftigen Ausfall wegen meiner Geringschätzung der englischen Landwirthschaft auf mich gemacht, den ich ihm von Herzen verzeihe, auch deßwegen, weil großer Enthusiasmus in seiner neuen Laufbahn ihn leitete. Er mag seine besondere Ursache gehabt haben, durch diese Anpreisung der englischen Landwirthschaft sich die Gnade seines Königes zu erwerben. Auch mag er, da er von der bessern deutschen Landwirthschaft keine praktische Kenntniße hat, leztere geringschätzen. So kann und wird kein Pfälzer urtheilen, der mit eigenen Augen die Verbesserung der hiesigen Landeskultur in diesem Zeitraume mit angesehen, und sich schmeicheln darf, mitgewirkt zu haben. Sie hat auch in dem lezten traurigen Kriege die Probe bestanden, wo bei den unermeßlichen Armeen, die die damalige Pfalz zu ernähren hatte, niemals Mangel erschien. Die erhöheten Fruchtpreise waren zwar dem mit Gelde besoldeten Staatsdiener, und jenen beschwerlich, die sich mit Gewerben ernähren, dem allergrößten Theile der pfälzischen Einwohnerschaft aber desto vor-

theilhafter, welcher erhöhte Preis der gewöhnlichen Früchte großen Theils die Kultur der Handelsgewächse verdrängte, die nun bei gefallenen Fruchtpreisen wieder in Aufnahme kommen. So bestimmt der Marktpreis diejenigen Artikel, die man anbauen, oder nicht anbauen soll. Aber die Grundgesetze einer gesegneten Landwirthschaft bleiben jedesmal unerschüttert stehen. Diese sind Futterbau, Viehzucht und alle mögliche Mittel, nicht allein viel Dung, sondern auch guten Dung, und andere hierzu dienliche Mittel mit der größten Haushaltung zu erwerben. Die Würde dieser Hauptgrundsätze herabsetzen zu wollen, ist eitel vergebliche Bemühung, die zwar einen gewissen Zeitpunkt hindurch blenden, aber nie einen bleibenden Eindruck erhalten werden. Mag man den Dung sowohl durch chemische Spizfindigkeiten, oder durch andere plausible Versuche herabwürdigen wollen, so ist dieß doch sicher vergebliche Mühe; diese Männer werden das Schicksal ihrer Vorgänger erleben, die den Acker durch ihre Kunst bereichern wollten, aber von der Erfahrung immer verlassen blieben. Vieh ist

allerdings ein Handelsartikel, das nach der jährigen Bilanz oft mehr kostet, als es einträgt. Aber was man in dieser Bilanz nicht in Anschlag bringen kann, nämlich die jährige Veredlung des Ackers, und dessen immer steigender Kapitalwerth ersezt diesen anscheinenden Bilanzverlust reichlich; und je nördlicher ein Land liegt, je eifriger sollte man sich dieser Quelle des National-Reichthumes zu befleißigen suchen, solche dem Himmelsstriche anzupassen, und dieß zum Aufkommen des Staatenglückes höchst unentbehrliche Mittel nicht herabzusetzen sich bemühen. Eben so ist Zertheilung der Aecker ein Hauptgeheimniß des Staats-Reichthumes; und man sollte das entgegengesezte System nicht begünstigen, das nur einigen sehr wenigen Reichen angepaßt ist, den allergrößten Theil der Staatsbürger aber in Armuth und Elend dahin schmachten läßt. Der größte Theil von Ackersleuten hat so den Wunsch, mehr Aecker besitzen zu wollen, als er nach seinen Vermögens-Umständen bestreiten kann. Gugenmus hat bewiesen, daß ein Hausvater mit sechs Morgen gut bestellten Feldes sich wohl

ernähren könne. Denn je reichlicher ein Acker unterhalten, und je fleißiger er gebaut wird, je mehr trägt er ein. Was der Landmann mehr hat, ist wahrer Nachtheil. Denn diese Mehrzahl verschlingt den Vortheil der Erstern. Alle diese Grundsätze sind bei der Londner Landwirthschaft nicht anwendbar, wo der wohl gemästete Pächter die Kräfte seiner Nebenmenschen verschlingt, und während der Zeit er im Ueberflusse schwelgt, durch den Schweis seiner Mitbürger sich bereichert, welche Leztere vor Sklaven keinen andern Vorzug haben, als die allgemeine Meinung, daß sie freie Engelländer sind, welche Meinung ihnen Jeder gerne gönnen wird, der den wahren Unterschied zwischen wirklicher Freiheit und eingebildeter Freiheit kennt, und gehörig zu schätzen versteht. Anmerk. des Verf. v. 1804.)

In Seckenheim haben der verehrungswürdige Herr geheime Staatsrath von Stengel vor einigen Jahren auch ein Gut errichtet, das Sie selbst bauen; Sie haben die Stallfütterung gleich anfänglich bei sich eingeführt, und durch den Kleebau dieselbe unterstützet, der Er-

folg wird gewiß seine Wünsche bekrönen. Vorzüglich haben Dieselbe den Ruhm, daß Sie der Erste gewesen sind, der die Einführung fremder Holzarten sich angelegen seyn lassen, und damit glückliche Versuche gemacht hat. Doch diese verdienen bei einer andern Gelegenheit weitläufiger angeführt zu werden, und behalte ich mir bevor, die Versuche darüber zu seiner Zeit öffentlich vorzulegen, die in verschiedenen Gegenden seit einiger Zeit hierüber sind angestellt worden, und die uns die gegründesten Hoffnungen geben, die Zahl des Gehölzes durch Einführung fremder Sorten ansehnlich zu vermehren.

Die Unterthanen von Feudenheim und ganz vorzüglich von Seckenheim stehen übrigens wohl, wie es von solchen, die in der Nachbarschaft einer Stadt wohnen, nicht anders zu vermuthen ist. Sie tragen Milch, Obst, Gemüse, Geflügel ꝛc. alles zur Stadt, verwandeln es sehr gut in baares Geld, kaufen häufig Dung, und führen ihn täglich aus der Stadt auf ihre Güter. Ihre Aecker sind deßwegen in gutem Baue, und in beträchtlichem Preise; und giebt es hier Bauern, die wahre Kapitalisten sind.

Auch hier sind die gemeinen Weiden aufgehoben, oder vielmehr zum Anfange sehr verringert worden. Zum erstenmale erhielt jeder Einwohner ein Stück von 60 Ruthen, die Grösse der Zweiten ist mir nicht bekannt geworden. Die erste Erndte sollte der Tabak seyn, aber der Hagelschlag verminderte auch hier den Vortheil. Desto einträglicher war der Reps, dessen Ertrag ungleich gewesen, doch eins in das andere auf 6 bis 7 Malter gerechnet werden kann. Der Zehenden beider ausgetheilten Weiden, so sich überhaupt auf etwa 100 Morgen, jeden zu 160 Ruthen gerechnet, belaufen mögen, haben in diesem 1772sten Jahre allein an die Kurfürstliche Hofkammer gegen 1000 fl. abgeworfen, wobei die Steiger noch beträchtliche Vortheile gezogen haben.

Eine halbe Stunde von Feudenheim auf der Seite von Mannheim, und eine kleine Stunde von dieser Stadt abgelegen, liegt Käferthal, welches durch seine 1769 den 11. Mai wirklich angelegte Rhabarber-Plantage wird bekannt werden. Eine Gesellschaft Deutscher, und nicht, wie eine gedruckte Nachricht sagt, Franzosen,

haben

haben dieselbe unternommen, und ein Stück Land von 20 Morgen, jeden zu 160 Ruthen, angekauft, das mit Planken umgeben ist. Unser durchlauchtigster Kurfürst, Karl Theodor, hat ihnen zugleich das daselbst stehende ehemalige große Jagdhaus zur Wohnung unentgeldlich eingeräumt, auf welches die Plantage anstößt.

Es werden hier die handförmige Rhabarber (Rheum palmatum L.) gebauet, auch sind Pflanzen von Rhapontik (Rh. rhaponticum), krausblätterichte Rhabarber (Rh. undulatum), und von der dichten Rhabarber (Rheum compactum) allhier. Da die Geschichte dieser Pflanzen den Oekonomen gänzlich unbekannt ist, ob sie zwar vielleicht ihre Aufmerksamkeit sich erwerben möchte; so wird es nicht unangenehm seyn, eine kleine Geschichte derselben hier zu lesen, um so mehr, da ich ein und anders unbekanntes beifügen kann.

Lange hat man die Rhapontik (Monting Phytographia. pag. 38. fig. 819.) für die ächte Rhabarber gehalten, und die Schriftsteller hatten nach den Bemühungen des Bauhins nicht

viel Zweifel daran, bis auf einmal durch die durch Peter den Großen gestiftete Akademie der Wissenschaften veranstalteten Reisen eine neue Art entdeckt wurde. Wie es scheint, war Herr Messerschmid, oder Herr Gerber, und nach ihnen Herr Ammann (Stirpes rariores. pag. 7. nro. 9. & pag. 160. nro. 226.) die ersten, die diese Pflanzen kennen gelernt haben; und da 1739 der Saamen zwar in Petersburg angelangt gewesen, die Pflanzen aber noch nicht geblüht hatten, und also noch nicht botanisch konnten bestimmt werden, so mag man um diese Jahre die Erfindung dieser Art rechnen. Diese neue Art wurde für die ächte erklärt, und es kamen in einem Jahre von zwei großen Meistern in der Naturkunde Abhandlungen über diese Rhabarber heraus, welche diese Sache beinahe gewiß machten. Die erste war des Ritters von Linne' Dissertation, 1752 den 17ten Julius öffentlich durch Herrn Ziervogel (Amoenitates academ. Vol. III. pag. 112.) vertheidigt, worin er diese Art botanisch beschreibt, und sie etwas gar zu bestimmt für die ächte Art erkennt, weß-

wegen er sie auch anfänglich Rheum rhabarbarum (Spec. plant. Edit. I.) nannte; diesen Trivialnamen aber in der zweiten Auflage änderte, und nach der Gestalt ihrer Blätter Rheum undulatum bestimmte. In der oben angeführten Dissertation hat er die Pflanze durch eine schöne Kupfertafel erläutert.

In dem nämlichen Jahre 1752 im Oktober gab der durch seine in Rußland und Siberien gethane Reisen, und durch seine ausgebreiteten Kenntniße in der Naturhistorie genug bekannte Herr Johann Georg Gmelin, (Rhabarbarum officinarum. Tubing. 4to.) mein ehemaliger verehrungswürdiger Lehrer, ebenfalls eine Dissertation heraus, ohne daß ihm die erst genannte bekannt seyn konnte. Er erklärt darin beide Arten, die schon lang bekannte Muntingische Art Rheum rhaponticum, und das erst bekannt gewordene Rheum undulatum L. für die ächten Arten, doch gieng er mit mehrerer Klugheit zu Werke, indem er gar gerne eingestand, daß die Wurzeln derselben nicht mit jener überein kämen, die durch den Handel als die ächte bekannt war. Er schrieb dieß

aber dem Klima zu, ob er zwar nach seinem Geständniße alle Mühe angewandt hatte, die Wurzel durch den Bau dicker zu machen; ausserdem kam die Farbe nie mit der ächten überein, und man mußte eine doppelte Dosis nehmen, wofern man gleiche Wirkung verspüren wollte.

Die Vergleichung dieser Wurzeln mit der ächten, im Handel seyenden, machten also, daß man immer des Beifalles dieser großen beiden Männer ohngeachtet zweifelte, ob man noch die rechte Rhabarber kenne. Und dieser rühmliche Zweifel bewog das kaiserliche medicinische Kollegium in St. Petersburg, vorzüglich ihren Chef, den damaligen Leibarzt, Herrn von Condoidi, daß er den Russen, die die Rhabarber von den Tartaren erhandelten, den Befehl gab, dahin zu sehen, daß sie nebst den Wurzeln auch Saamen von der ächten Rhabarber erhielten. Dieser Befehl hatte den glücklichen Erfolg, daß ganz unvermuthet an den Grafen Condoidi eine Menge Saamen eingieng, den er zu St. Petersburg an jene Liebhaber austheilte, die sich mit der Aussaat

beschäftigen wollten. Der Saamen gieng reichlich auf, und zeigte gar bald, daß es eine ganz unbekannte Art sey, und die Wurzel dieser neuen Art kam mit der bisher im Handel gewesenen ächten so vollkommen überein, daß man nach viel vergeblichen Versuchen doch endlich zur Gewißheit zu kommen schien.

(Hier will ich die Vorsicht anzeigen, die die Russen angewandt, um das Zutrauen des Publikums in Lieferung guter Waare zu gewinnen, und folglich den beträchtlichen Handel hierin sich zu versichern. Denn im Jahre 1737 sandte man von Seiten der medicinischen Kanzlei einen erfahrnen Apotheker nach Kiachta, der lezten rußischen Stadt an den chinesischen Gränzen, dem von Seiten des Kammerkollegiums noch ein Kommissär zugegeben worden war. Lezterer kaufte alle von den Bucharen und Kalmucken beigebrachte Wurzeln, worauf der Apotheker solche Stück für Stück genau prüfte, die verdorbenen oder die unächten von den guten absonderte, erstere sodann öffentlich verbrannte, die guten aber vor Feuchtigkeit und Sommerhitze wohl verwahrte, hingegen dem

Luftzuge aussezte, und darauf Winters auf Schlitten nach Petersburg sendete, wo ein anderer Apotheker abermals bestellt war, der sie nochmals genau prüfen, und sauber reinigen mußte, um die Fehler zu verbessern, die der erste möchte begangen haben. Diese Nachricht hat der ehrwürdige Herr von Fischer, der daselbst kaiserlicher Leibmedikus war, und unter dessen Aufsicht solches besorgt werden mußte, in dem 10ten Theile der Actor. Physico-Medicor. pag. 66. mitgetheilt. Es scheint aber, daß dieß Verfahren zu des seligen Gmelins Zeiten in etwas abgeändert worden. Denn nach ihm verlangt das Kommerzkollegium von der medicinischen Kanzlei einen erfahrnen Apotheker, welcher vorher die Waaren der Buchasren und Kalmucken in Kiachta genau prüfte, ehe sie der Kommissär kaufte. Die wurmstichigsten, oder sonst verdorbenen, ja gar durch Betrug untergeschobenen Wurzeln wurden den Handelsleuten gar nicht abgenommen, die andern aber, die der Apotheker für gut hielt, kaufte der Kommissär, darauf mußte der erste sie sorgfältig prüfen, die schlechtern verbrennen,

die guten aber sandte man in Kisten, die mit Pech ausgegossen sind, nach Petersburg, und kamen von dort in den Handel. s. Dissertat. de Rhabarbaro. pag. 16. Was man also sagt, es wären noch nie von der ächten Art Wurzeln in Deutschland gekommen, ist falsch, und die es behaupten, geben ihre Unwissenheit an Tag; hingegen haben die Russen sich alle ersinnliche Mühe gegeben, zu verhindern, daß ja keine andere als die ächte in den Handel komme. Note v. 1772.)

Meines Wissens hat der Ritter von Linne' zuerst diese Art botanisch bekannt gemacht, denn er erhielt von dem Herrn von Gorter, kaiserlichen ehemaligen Leibmedikus, im Jahre 1762 eine Wurzel, rückte die Beschreibung der Blätter gleich in seine eben gedruckt werdende zweite Auflage der Pflanzen-Gattungen ein, (Spec. plant. Edit. II. p. 531.) und nannte sie nach der Gestalt der Blätter die handförmige Rhabarber (Rheum palmatum), welchen Namen sie auch nachher beibehalten. Sein Sohn, Karl von Linne', gab darauf eine Zeichnung und weitläufige Beschreibung

heraus, (Plantar. rariorum Horti Upsaliens. Tab. pag. 7. Tab. 4. Lipsiae 1767. fol.) die aber gleichwohl beide starke Verbesserungen bedürfen.

Vor dieser von dem jungen Linne' heraus-gegebenen Beschreibung hat Herr Hoppe, Professor der Arzneikunst und Kräuterlehre zu Edenburg, eine Beschreibung und Zeichnung geliefert, (Philosophical transactions. Vol. LV. For the Jears 1765. pag. 290.) die mehr mit der Natur überein kommt. Dieser erhielt in dem Jahre 1763 von dem Herrn Mounsey aus Petersburg Saamen von der handförmigen Rhabarber, und den 7. November 1765 übersandte er seine Bemerkungen darüber an Herrn Pringle, der sie der königl. Gesellschaft in Londen vorlegte, welche sie noch das nämliche Jahr in ihren Abhandlungen einrücken ließ. Da dieser Gelehrte eben so wenig in Petersburg als bei uns wohnt, so ist sein Urtheil aus dieser entfernten Gegend so unpartheiisch, daß ich solches als das Urtheil eines erfahrnen Botanikers und Arztes zugleich hier um so lieber anführe. Er hat von der Wurzel dieser handförmigen bei ihm gewachsenen Rhabarber eben

so viel am Gewichte gegeben, als man sonst von der auswärtigen ächten Rhabarber verschreibt, und in der Wirkung gar keinen Unterschied verspürt. „Obgleich die Wurzel, sagt „er, noch viel zu jung und unvollkommen war, „und zu einer unbequemen Zeit, nämlich im „Monate Julius herausgenommen worden; „so hatte sie doch den gänzlichen Geruch von „Rhabarber. Auch verrieth sie bei dem Kauen „den vollkommenen Geschmack der auswärtigen „besten Rhabarber, ob sie gleich anfänglich gelind und schleimigt schien. Ich stellte verschiedene Versuche mit dem aus der Wurzel gestossenen Pulver an, gab die nämliche Dosin, „wie bei der orientalischen, und habe in der „Wirkung nicht den mindesten Unterschied gespürt, indem sie eben so leicht und stark wirkte, als jene. Man darf also wegen der vollkommenen Aehnlichkeit, so diese Wurzel mit „der ausländischen in Betracht des Geschmackes, des Geruches, der Farbe, und der laxirenden Eigenschaften hat, nicht zweifeln, „daß wir diejenige Pflanze besitzen, die die „wahre Rhabarber hervorbringt. Auch haben

„wir die angenehme Erwartung, daß England „einen beträchtlichen Vortheil daraus schöpfen „werde.“

Mit diesem Urtheile des Herrn Hoppe stimmen alle jene Aerzte überein, die diese Rhabarber geprüft haben, daß wir also nicht wohl mehr zweifeln dürfen, die handförmige Rhabarber sey die nämliche, die wir bisher in der Arznei gebraucht haben. Und diese Art wird in Käferthal vorzüglich gepflanzet, da man die andern drei Arten mehr zur Neugierde und zu Farbeversuchen bestimmt hat, sie aber ganz eingehen lassen will. Die Pflanze kommt vollkommen mit der bessern Figur des Herrn Hoppe überein; nur Schade, daß dorten einige Wurzeln zusammen nebst ihren Blättern abgezeichnet sind, wodurch die Figur zu gehäuft ist.

Hier muß ich einen beträchtlichen Fehler des Herrn von Linne' in Betracht der Augen (Gemma) bemerken. Dieselbe sind nichts weniger als gelb, sondern sie sind im Gegentheile dunkelroth. Diese Erfahrung ist nicht von einem oder zwei Stöcken, sondern von gewiß mehr als 10,000 hergenommen, und nun seit

etlichen Jahren her wiederholt, daß also gar nicht daran zu zweifeln ist. Die Beschaffenheit der gelben Farbe an den Augen der handförmigen Rhabarber in dem Upsalischen Garten muß also entweder von der mehreren Kälte, oder von Nebenumständen herrühren.

Die ersten Saamenblätter sind eiförmig und ganz; so wie mehrere Blätter kommen, werden sie immer mehr eingeschnitten, bis endlich das sechste oder gewiß das achte Blatt handförmig wird, und nächstdem beständig so bleibt. Der Blattstiel ist meistens rund, obenher zu Zeiten ein wenig vertieft, grün, und mit rothen Tüppelchen besprengt, die ihm eine angenehme Farbe geben. Am Blatte zertheilt er sich in drei bis fünf weit heraussteheude Rippen, die mit gleicher Farbe bezeichnet sind. Der Blumenstiel wird sehr groß, und haben sie in der Plantage schon von 10 Fuß Höhe gehabt. Die Blumen sind anfänglich gelblicht, nachher wird der Stengel, wenn der Saamen gezeitigt ist, karmesinroth, und der Saamen ist dreieckigt. Die Blumen habe ich selbst noch nicht geprüft, werde es aber künftiges Frühjahr thun.

Daß also zu Käferthal die ächte handförmige Rhabarber gepflanzt werde, daran können nur jene zweifeln, die die Sache nicht verstehen, und die auch nicht Einsicht genug haben, die Sache zu untersuchen; denn dieß ist nur das Werk eines Kräuterkenners. Zugleich muß ich die Herrn Chymisten warnen, nicht so voreilig von der Menge der Bestandtheile einen Schluß fassen zu wollen, denn dieser ist sehr betrüglich. Herr Gmelin, der in Petersburg Gelegenheit genug gehabt, die ächte und trockene Rhabarber-Wurzel kennen zu lernen, und der sie daselbst chymisch geprüft hat, sagt ganz bestimmt, (Dissert. de Rhabarb. pag. 15.) daß man niemals in den Wurzeln, die bisher im Handel gewesen, einen gleichen Theil gummöser und harzigter Theile vorgefunden habe. „Ich habe, sagt er, so lange ich in Petersburg „war, gar oft dieses Verhältniß der Bestand„theile geprüft, und es immer verschieden ge„funden, ja ich habe auch von den Apothekern „dieser Stadt erfahren, daß sie immer bei ih„ren Untersuchungen verschiedene Verhältniße „heraus gebracht haben ꝛc.“ Die chymische

Zergliederung der Wurzel ist also ungewiß, und hängt dieß von der Zeit ab, nach welcher die Pflanzen ausgegraben werden. Je frischer sie ist, je mehr enthält sie gummigte Theile. Außerdem sind uns noch andere Ursachen verborgen, welche die Verhältniße dieser Theile abändern. Gewisser sind andere Kennzeichen, die Herr von Fischer (Nov. Acta C. Vol. X. pag. 67.) zum Theile angegeben hat.

In dem neuesten Stücke des Herrn Beckmanns berühmten Bibliothek (Physikalisch-ökonomische Bibliothek. 3. B. 2. St. S. 203.) finde ich eine kurze Anzeige unserer Plantage; es heißt aber, die Wurzeln kommen weder am Geschmacke, Farbe noch Geruche der ächten gleich. Dieß kann ich nicht sagen, sondern ich finde im Gegentheile, daß sie den Geschmack und Geruch im höchsten Grade besitzen; was aber die Farbe anbelangt, so hängt dieß von dem Alter der Pflanze ab. Der Herr von Fischer bezeugt dieß (l. c. pag. 67.) und sagt: „Sie trocknet mit der Länge der Zeit stärker „aus, verlieret viel vom Gewichte, und wird „alsdann röther, zum Beweise, daß sie ihre

„Feuchtigkeiten ganz verloren habe." Vielleicht hat Herr Beckmann durch den Zufall ein Stück von der krausblätterichten Rhabarber (Rheum undulatum) bekommen, die freilich weder an Geruch, Farbe noch Geschmack der handförmigen gleich kommt, und von der eine doppelte Dosis zum innern Gebrauche erfoderlich ist. Denn mit der ächten Art ist man nicht so freigebig, daß man jedem Fremden Stücke davon geben sollte.

Noch muß ich hier erinnern, daß der Herr von Linne' glaubt, le Brün habe diese Pflanze schon gekannt. Ich bin einer ganz andern Meinung, und seine Figur stellt nichts weniger (Voyages par la Moscovie en Perse. Fol. pag. 192.) als die handförmige Rhabarber vor, im Gegentheile halte ich des le Brün seine Art entweder für eine Abart von der dichten Rhabarber (Rh. compactum) oder für eine eigene Art. Eine solche Wurzel ist mir auch im Jahre 1771 aus einem berühmten Garten als die handförmige übersandt worden, aber sie ist nichts weniger als diese; da sie aber noch nicht geblühet hat, kann ich nichts bestimm-

tes von ihr sagen. In der Käferthaler Plantage ist sie zur Blüthe gekommen, die ich aber nicht gesehen habe, und soll bald gelbe, bald blaßrothe Augen getrieben haben; diese kommt nun mit dem Blatte und mit der Beschreibung des le Brün überein. Der Blattstengel ist beinahe derjenige, wie an der Rhapontik (Rh. rhaponticum), aber die Blätter sind am Rande etwas vertieft; es ist also zu wünschen, daß man des le Brüns Figur nie bei der handförmigen Rhabarber anführen möge, um nicht unnöthige Verwirrung in einer Sache zu machen, die lange genug verwirrt war, und die erst seit einigen Jahren in das Klare gekommen ist.

Ob übrigens die Rhabarber bei uns so gut gerathen könne, als sie an der chinesischen Mauer geräth, ist gar keiner Frage unterworfen, wenn wir das Klima überdenken, das gänzlich das unsrige ist. Auch in kältern Gegenden hat man Plantagen angelegt. Herr Pallas giebt in seiner Reisebeschreibung (Reisen durch verschiedene Provinzen Rußlands. S. 15.) Nachricht von jener, die bei

Moscowa angelegt worden; und da dieß theure Buch in wenige Hände kommen wird, so will ich die hieher gehörige Stelle ausschreiben. Seine Nachricht ist vom 14. Jul. 1768, folglich hat er die Moscowaer Plantage gesehen, ehe man noch an die Käferthaler gedacht hat. „Von nicht geringer Wichtigkeit haben mir „die Versuche geschienen, welche man in dem „Medicinalgarten zu Moscowa mit der Kul„tur der ächten Rhabarber (Rheum palmatum) „gemacht hat. Dieß edle Gewächs scheint in „dasigem Boden und Klima recht wohl gedei„hen zu wollen; man hat ein ziemlich großes „Feld damit bepflanzt, und den Wachsthum „der Pflanzen ansehnlich befördert. Es ist kein „Zweifel, daß die also kultivirten Wurzeln, (?) „wenn man sie zu einem gehörigen Alter ge„langen läßt, und mit dem Trocknen dersel„ben vorsichtig zu Werke geht, alle Kräfte der „chinesischen Rhabarber haben werden, wie „man denn schon in Schottland so glücklich ge„wesen ist, Proben davon zu machen."

Seit Kurzem läßt man sich in England sehr angelegen seyn, diesen Anbau zu befördern,

wie solches Herr Dossie (Memoires of agriculture and other oeconomical arts by R. Dossie. Vol. II. pag. 258.) uns berichtet. Herr Beckmann (am angeführten Orte, S. 201) hat einen kernhaften Auszug daraus in seiner beliebten Bibliothek gemacht, woraus ich folgendes vorlege. Die dasige ökonomische Gesellschaft hat ihre große Medaille Jenem versprochen, der im Jahre 1773 hundert Pfund Pflanzen im Anbaue hat. Sie verlangt dabei, daß jede Wurzel sechs Fuß voneinander stehe, weil man glaubt, sie gerathe alsdann besser. Aus den Nachrichten des Herrn Ellis weiß man, daß der Gärtner Inglisch in London den Saamen der ächten Art verkauft, und man sich also bemüht, den Anbau recht allgemein zu machen. Sie verdient es auch um so mehr, da außer dem bekannten medicinischen Gebrauche sie noch allerhand Nutzen hat. Unter andern speiset man ihre jungen Blätter wie Spinat, die außer dem guten Geschmacke noch eine gelinde abführende Kraft besitzen.

Die andern Arten von Rhabarber werden ebenfalls verwendet. Le Brün erzählt uns

von seiner Art, daß man in China den jungen Trieb mit Grund bedecke, damit er dicker werde, und sie alsdann für die Tafel des Königes sammle. Man speiset diesen jungen Trieb ganz roh mit Salz und Pfeffer, und der Geschmack soll angenehm seyn. Auch verfertigen sie einen Syrup unter das Getränke, der sehr erfrischend seyn soll. Nach Herrn Pallas essen die Kirgesen die jungen Blätter im Frühjahre sehr gerne: und brauchen sie zugleich zur Frühlingskur; sie loben die Wurzel als eine köstliche Arznei, und gebrauchen sie auch zum Gelbfärben des Leders. Ja, Herr Pallas glaubt, man könne die Kurkuma damit ersparen. „Die Kirgesen bereiten übrigens die Farbe zum Leder folgendermaßen: Sie kochen „die Rhabarber-Wurzel in Alaunwasser, einige mischen alsdann Schaaffett unter die „Farbe, und lassen dieses mit absieden. (Seite 389. 390.) Wenn die Farbe kalt ist, soll „sie wie ein Brei seyn, womit sie das nach „ihrer Art gegerbte Fell auf beiden Seiten „einigemal bestreichen, jedesmal trocknen, endlich aber nochmals wirken und weich machen.

„Solche Felle können sehr oft gewaschen wer„den, ohne ihre angenehme gelbbraune Farbe „zu verlieren. Sie brauchen eben diese Wur„zel, um die Wolle damit zu färben.“

In der Schrift, (Mémoires sur la question: Quelles sont les Plantes les plus utiles du Pais-Bas etc.) die im Jahre 1771 bei der gelehrten Gesellschaft zu Brüssel das Accessit erhalten, finde ich, daß ihr Verfasser, Herr Rondau, in der Geschichte der Rhabarber noch weit zurück sey. Seine zu pflanzen angerathene Art ist die krausblätterichte Rhabarber (Rheum undulatum), die man schon lange kennt, und bei welcher er nicht wäre genöthiget gewesen, so ängstlich die Versuche des Herrn Gramont anzuführen, da sie schon seit 30 Jahren in allen botanischen Gärten ist, und immer im Freien gehalten worden. Hätte der Herr Verfasser, anstatt das Dictionnaire encyclopédique zu Rathe zu ziehen, die Schriften der Kräuterkenner befragt, so würde er unfehlbar den ganzen Abschnitt ausgelassen haben, der gar zu unbeträchtlich ist. Ich würde sie auch nicht angeführt haben, wenn ich nicht befürchtet, sie

möchte wegen ihrer Neuheit Einen oder den Andern irre machen.

(Auch diese Anlage ist eingegangen, und mußte eingehen, da sowohl diejenigen, die solche auf ihre Rechnung angefangen hatten, als auch diejenigen, so von Seiten des Staates die Aufsicht darüber führen sollten, von Rhabarber und ihrer zum medicinischen Gebrauche nüzlicher Anpflanzung nicht den mindesten Begriff hatten. Für das Erste wurden zu Käferthal alle bekannte Arten von Rhabarber angebaut, weil man zu Anpflanzung von zwanzig Morgen nicht Saamen genug von der handförmigen mitgebracht hatte, gerade als wenn man zwanzig Morgen schlechterdings anpflanzen müßte, da sie als Handelsleute viel klüger gehandelt hätten, zuvörderst einen Morgen mit derselben anzubauen, und die nöthigen Kenntniße der Kultur, der Trocknung, und die Wirkung dieser Käferthaler Rhabarber zu erlernen und abzuwarten. Aber diese Unternehmer waren ihrer Sache zu gewiß, wie es all diejenigen sind, die von ihrem unternommenen Geschäfte keine Kenntniß haben. Und zu was sollte ih-

nen die Anpflanzung von den andern Rhabar-ber-Arten nutzen, als nur die Kosten unnö-thig zu vergrößern, und der Plantage den bö-sen Argwohn zuzuziehen, daß die Unternehmer gleich anfänglich die schlimme Absicht gehabt hätten, die ächte Rhabarber mit den unächten zu verfälschen. Für das Andere begieng man den großen Fehler, die Rhabarber-Anlage wie einen Tabaksacker zu düngen, theils um die Erndte zu beschleunigen, theils die Größe und Dicke der Wurzeln dadurch zu befördern. Lez-teres gelang ihnen zwar, aber nun begann die Hauptschwierigkeit; nämlich die Unternehmer waren nicht im Stande, die Wurzeln trocken zu bringen. Zugleich ergab sich die traurige Er-scheinung, daß die mit äußerster Anstrengung endlich trocken gewordenen Wurzeln so schwache Wirkung hervorbrachten, daß man sicher noch einmal so viel von derselben einnehmen mußte, als von der officinellen Rhabarber. Der Haupt-unternehmer gieng mit Rucklassung vieler Schul-den hierauf durch, und die Anlage gieng ein. Von hier wandte sich Dambach, so hieß der aus Rußland gekommene Unternehmer, eigent-

lich ein Kaufmann, nach Paris, wußte einen von den königlichen Prinzen zu bereden, auf Seine Kosten eine Plantage zu veranstalten, die ebenfalls nach Verlauf einiger Jahre eingieng. Den Hauptfehler der Plantagen, nämlich das übermäßige Düngen, mag Dambach wohl in dem Moscowaer Medicinalgarten erlernt haben, denn nach S. 136 sagt Pallas, man hat daselbst den Wachsthum der Pflanzen ansehnlich befördert.

Ueberhaupt sollte man jeden Arzt vor allen künstlich erzogenen Apotheker-Pflanzen warnen, da die Kultur die Arzneikräfte der Pflanzen gewöhnlich beträchtlich vermindert, auch vielleicht andere Kräfte erzeugt, die in ihrem natürlichen Zustande ihnen nicht eigen sind; in jedem Falle dasjenige nicht mehr leisten, was sie in der freien Natur, ohne alle Mitwirkung der Kunst erwachsen, am Krankenbette wirken sollen. Apothekergärten sind also dem Staate offenbar nachtheilig, so bald als Arzneigewächse auf den Handel, und zum Gebrauche der Apotheken in ihnen erzogen werden sollen. Ihr einziger Nutzen besteht darin, daß Aerzte,

Wundärzte und Apotheker die Kräuterkenntniß nicht allein theoretisch und gründlich daselbst erlernen, sondern auch durch das öftere Anschauen ihrem Gedächtniße praktisch einprägen können. So sehr also jeder Stadt ein Apothekergarten zu empfehlen ist, so muß man doch alle merkantilische Absichten von demselben gänzlich entfernen. Anm. d. V. v. 1804.)

Zum Beschlusse dieser meiner Reisebeobachtungen muß ich den Leser bitten, mich nicht anzuklagen, daß ich so selten oder nie die Erdarten der durchreiseten Gegenden angegeben; hie und da habe ich zwar schon meine Meinung darüber entdeckt. Ich werde sie aber in einer besondern Abhandlung zur Prüfung vorlegen, und bis dahin bitte ich Ihr Urtheil über diese Unterlassungssünde zurück zu halten. Es ist in der Oekonomie gegenwärtig zwar zur Mode geworden, in dergleichen Beschreibung auf diese das vorzüglichste Augenmerk zu richten. Ob diese Methode der Oekonomie mehr genutzet als geschadet, muß die Zeit lehren, wenigstens denke ich darüber ganz anders, als der größte Theil gelehrter Landwirthe bisher gedacht haben.

II. Bemerkungen über die vorgeschlagene Verbindung des Seiden- und Weinbaues.

Vorbericht.

In den Bemerkungen der Kurpfälzischen physikalisch-ökonomischen Gesellschaft, Jahrgang 1770. Erstem Theile, ist von dem längst verstorbenen würdigen Oekonomierath Bernhard eine Abhandlung über die Verbindung des Seiden- und Weinbaues eingerückt worden, die der Verfasser selbst eine Spekulation, aber eine vielleicht nicht ganz leere, oder von aller Erfahrung verlassene Spekulation nannte. Diese Vorschläge zu unterstützen, habe ich in dem nämlichen Theile dieser Abhandlung Anmerkungen beigefügt, die ich hier auf das Neue abdrucken lasse.

Der Vorschlag des Herrn Bernhards hat, wenn man ihn zum Erstenmale betrachtet, so viel

viel Unmögliches an sich, daß man ihn als eine wirkliche Spekulation auf die Seite sezt. Gleichwohl sind Geschichte und Erfahrung bei mehrerem Nachdenken auf seiner Seite, und bei aller Ueberlegung wird man endlich gezwungen, den Wunsch zu äußern, diesen Versuch auf vielerlei Arten angestellt zu sehen. Ich will kürzlich die Gründe anführen, die mich zu diesem Wunsche bewogen haben.

Es scheint die Natur des Rebstockes zu seyn, sich in die Höhe zu schwingen, und an den höchsten Bäumen sich hinauf zu winden. Kalm hat in der Beschreibung seiner nordamerikanischen Reise gar viele, ja unzählbare Beispiele hievon gesehen. Die Reben werden hier nicht angebaut, sondern sie wachsen häufig in den Wäldern; und zwar nicht nur jene Art, die man die wilden zu nennen pflegt, sondern, wie Herr Kalm gar oft bemerkt, mehrerlei Gattungen. „Von den verschiedenen Wein„ranken," sagt er, (in seiner Beschreibung der Reise von Nordamerika, zweitem Th. S. 207) „wachsen hier verschiedene Arten wild. „Wenn man nur etwas herum reist, so sieht

„man an unzählig vielen Stellen, wie sie an „den Bäumen und Zäunen stehen. Sie um„winden dieselben, und bedecken sie oft gänz„lich; ja sie hangen noch dabei an den Seiten „herunter." In demselbigen Theile S. 294 sagt er: „Es wuchsen hier Weinranken von „mancherlei Art wild. Sie schlungen sich bis „zum Gipfel der Bäume hinauf, und bedeck„ten sie von allen Seiten mit ihren Trauben „und Blättern. Ich sah, wie sie bisweilen an „Eichen von fünf bis sechs Klaftern Höhe sich „hinauf gewunden hatten." Dergleichen Stellen trift man in diesem Werke häufig an; (ebendas. 2. Th. S. 216. 336. 372. 487. 523. und 3. Th. S. 46. 195. 245. 246. 501. 604.) ich unterlasse es aber, sie weitläufiger anzuführen, weil diese angeführten genug beweisen. Die Weinberge selbst sind wegen des hohen Taglohnes hier nicht einträglich. Die Einwohner bedienen sich aber dieser in ihrer natürlichen Wildheit so wachsenden Trauben gar verschiedentlich. Nach S. 294 sammlen sie die Landleute, und verkaufen sie in die Städte, wo sie wegen ihres angenehmen säuerlichen Geschma-

ckes stark gesucht werden; theils um sie so frisch zu essen, theils um sie nach S. 523 zu dörren, da man sie denn sowohl in Backwerken, als auch trocken auf dem Nachtische sehr liebt. Man preßt auch nach S. 236 Wein daraus, welcher aber gleichwohl etwas herb ist, und deßwegen nach S. 487 mit Mispeln zu einem gemischten Weine gemacht wird. Dieß ist um so weniger zu bewundern, da sie dort ohne alle Kunst in ihrer natürlichen Wildheit wachsen.

Die nämliche Nachricht von den Weinreben giebt uns Glover (Journal oeconomique du Juillet 1754; übersezt in dem allgemeinen Magazin der Natur, Kunst und Wissenschaft. 6. Th. S. 314.) in seiner Beschreibung von Virginien. „Die Wälder, sagt er, sind voll Weinstöcke, „welche sich um die Eichen und Pappeln herum „schlingen, und sich bis an ihre Gipfel erhe„ben. Sie tragen eine Art von Beeren, wo„von der Wein schwächer als der französische „hellrothe Wein ist.“ Ein Anderer theilt dergleichen Anmerkungen aus Georgien mit, wo es in den Wäldern auf feuchtem und trockenem Erdreiche eine sehr große Menge dergleichen

giebt. Auf gutem Lande findet man Reben, die nicht nur arms= sondern auch schenkelsdick sind, und ihre Zweige in die höchsten Gipfel der Bäume hinauf winden, zwischen welchen sie voll blauer Trauben hangen. (Hamburger Magazin. 17ter B. S. 476.) Alles dieses bemerkt man noch häufiger in den warmen Ländern, als z. B. in Persien. Statt aller Nachrichten will ich nur jene vom Adam Olearius anführen. „Die Weinstöcke stunden hier an den Hecken „wild, und ohne alle Pflanzung gewachsen. „Etliche, welches sehr schön anzusehen war, „hatten sich an großen Bäumen bei 8 bis 10 „Faden in die Höhe begeben, an die Zweige „geflochten, und hiengen 2 bis 3 Faden wie„der herab. Dergleichen Weinstöcke haben wir „in der Rückreise durch ganz Kilian, sonder„lich zu Astara, in unglaublicher Menge ge„funden.“ (Moscowitische und persianische Reisebeschreibung. S. 216.

Es scheint, die alten Römer haben auch hier die Natur nachgeahmt, und den Weinstock auf Bäume künstlich hingeleitet. Virgil beschreibt ihn in dem bekannten Verse. (Georg.

lib. I. Ulmis adjungere vites.) Vorzüglich aber giebt uns Columella (Lib. de re rustica. Edit. Ald. 1533. pag. 101. 128. 225. 228.) und Paladius (Lib. de re rustica. Eadem Edit. pag. 250. 251. 281 etc.) die beste Nachricht davon. Ersterer sagt sogar, „die Rebenstöcke gedeihen an den Bäumen am besten: denn von „Natur steigen sie gerne in die Höhe, und „bringen daselbst mehr Holz; auch zeitigen „ihre Trauben viel gleicher." (Columella de arboribus, ead. Edit. cap. 4. pag. 225. Vites maxime gaudent arboribus, quia naturaliter in sublime procedunt, tum et materias ampliores creant, et fructum aequaliter percoquunt.) Es ist wunderbar, daß nach dem einstimmigen Berichte der Reisebeschreiber der Bau noch jezt ist, wie er vormals vor 1500 Jahren war. Die Bäume stehen in einer gewissen Entfernung voneinander; an ihnen werden die Rebenstöcke hinauf geleitet, wo sie sich auf den Aesten derselben ausbreiten. Von dem Gipfel eines Baumes werden sie zu dem Gipfel eines andern hingeleitet, welche Bauart den Gefilden von Italien den schönsten und reizendsten Anblick

verschaffet. Unten auf dem Boden pflanzen sie Früchte von allerhand Art. Die Bäume, die sie hiezu verwenden, sind Aepfel- und andere fruchttragende Bäume, meistens aber Ulmen und Pappeln.

Herr Professor Curtius hat zwar in seiner schönen Uebersetzung des Columella, der er gleichwohl das Werk von den Bäumen, wo man von diesem Baue sehr schöne Nachrichten findet, nicht beigefügt hat, in der Anmerkung gesagt, diese Art des Weinbaues sey in Italien ganz in Abgang gekommen; (Moderatus Columella zwölf Bücher von der Landwirthschaft. Nr. 318. S. 125.) aber Herr Rigal der Aeltere, der sich auf die Landwirthschaft mit Fleiße gelegt, und in dieser Absicht Frankreich, England, Holland und auch Italien mit Aufmerksamkeit durchreiset, und in dem Jahre 1765 in dem Leztern sich aufgehalten hatte, sagte mir ganz bestimmt: daß dieser Rebenbau noch eben so häufig, wie in den alten Zeiten, da vorgefunden werde, und die reizendsten Aussichten verschaffe, da sie nach Guirlanden Art von einem Baume zum andern hinhiengen. Er

ist hier um so mehr ein ächter Zeuge, da er diesen Bau mit Aufmerksamkeit beobachtet, und seine Bemerkungen zu Papiere gebracht hat, welche er vielleicht dem gemeinen Wesen vorlegen wird.

Man sieht also deutlich, daß die Reben theils in ihrer natürlichen Wildheit, theils, wenn man sie nach der Kunst baut, sich gerne in die Höhe schwingen, um auf den Bäumen herum zu klettern. Die Natur hat sie deßwegen auch mit jenen Gabeln versehen, mit welchen sie sich an allem fest halten, und zu den höchsten Bäumen sich hinauf erheben können; und in dieser Absicht ist der Bernhardische Vorschlag sehr thunlich.

Ich sehe vor, daß man mir hier einwenden werde, das italienische Klima sey mit dem Unsrigen nicht zu vergleichen; und hier müsse man den Rebstock niedrig halten, um durch das Zurückprellen der Sonnenstrahlen die Zeitigung der Trauben zu erzwingen. Vielleicht kann aber auch dieser Vorwurf widerlegt werden. Zuvörderst ist es ein wunderbarer Einfall, der aber doch meistens geglaubt wird, nämlich die

Himmelsgegend (Klima) eines gewissen Landes sey zu allen Zeiten das Nämliche gewesen. Es zeigt dieses geringe Kenntniße von der Geschichte an, die man doch hier zu Rathe ziehen muß. Das fruchtbare Italien war zu den Zeiten des Romulus nicht dasjenige, was es hernach durch Kunst und Fleiß geworden. Ein gelehrter und vortreflicher mir aber unbekannter Schriftsteller hat dieses mit ächter Gelehrsamkeit bewiesen, und macht zulezt den Schluß, den ich ganz hersetze. (Journal Helv. Aug. 1740; übersezt im Hamburger Magazin. 5. B. S. 587.) „In den verflossenen Zeiten war Italien, wie „der meiste Theil anderer Länder, mit weit„läufigen Wäldern überschattet, welche fähig „sind, einen Theil der Hitze aufzufangen, die „Luft mit groben Dünsten anzufüllen, und ih„re Mischung rauher zu machen. Die Ausrot„tung der Wälder, die Sorgfalt, das Wasser „aus den Morästen abfließen zu lassen, und „fruchtbare Ströme an derselben Stelle zu „bringen, sie auszubreiten, und sie zu rechter „Zeit abzuwenden; das wiederholte Bauen in „der dazu geschickten Jahreszeit, und eine

„Menge anderer Beschäftigungen haben die „Beschaffenheit des Erdreiches und der Luft „auf einen gewissen Grad verändern können. „Die Länder sind fruchtbarer geworden, je „mehr sie entdeckt worden; und es ist gewiß, „daß die Nachbarschaft hoher Wälder allem „demjenigen, was man pflanzet und säet, mit „ihrem Schatten schädlich ist. Alle diese Umstände zusammen genommen, haben die Erde, „sonderlich in Italien, sehr natürlich zu neuen „Geburten geschickt machen können ꝛc.“ Alles dieses beweist unser Verfasser dadurch noch gründlicher, indem er dem Ursprunge vieler Bäume in Italien nachspürt. So wurden z. B. die Pfirsichbäume aus Persien nach Italien gebracht, die Quittenbäume kamen von Creta nach Griechenland, und von da nach Italien. Den Kirschbaum brachte der siegreiche Lucullus aus Cerasunt dorthin; und so beeiferten sich theils die überwundenen Völker mit ihren Schätzen Italien, als ihrer Gebieterin, zu bereichern, theils machten sich die größten Männer die höchste Ehre daraus, das nach Italien zu versetzen, was die überwundenen Provinzen

Kostbares hatten. (Hamburger Magazin. 5. Th. S. 488 ꝛc.) So wurde das alte Italien vormals durch den Feldbau in seinem Luftstriche gelinder und wärmer; und so ward auch Deutschland durch denselben wärmer und fruchtbarer gemacht. Tacitus ist hier ein beweisender, aber auch Jedermann bekannter Schriftsteller. Ich übergehe ihn also, und zeige nur aus dem Varro eine Stelle an, die meinen Saz ganz klar beweist, und auf unsern Rheinstrom sich einschränkt. „Als ich, sagt er, in Gallien über „die Alpengebirge (so nannten die Italiener „den ihnen damals bekannten Theil von Deutsch„land) an dem Rheine die Heere anführte, bin „ich in verschiedene Landschaften gekommen, „wo weder Weinstock, Oelbaum, noch Frucht„bäume wuchsen; wo sie die Aecker mit weißer „ausgegrabener Kreide düngten, und wo sie „weder Salzquellen (gegraben Salz), noch „Meersalz hatten, sondern statt dessen sich sal„zigter Kohlen, die von gewissen Gattungen „Holzes gebrannt worden, bedienten." (Lib. de re rustica. Edit. Ald. pag. 27. cap. 7. In Gallia transalpina, intus ad Rhenum, cum

exercitum ducerem, aliquot regiones accessi, ubi nec vitis nec olea, nec poma nascerentur, ubi agros stercorarent candida fossicia creta. Ubi salem nec fossicium nec maritimum haberent, sed ex quibusdam lignis combustis, carbonibus salsis pro eo uterentur.) Nun vergleiche man den ganzen Rheinstrom mit dieser Beschreibung; und wer wird dann nicht sagen, daß der Luftstrich sich zum größten Vortheile durch die vielerlei Bauarten abgeändert habe? Die Pfirsichbäume, die Quittenbäume und die Kirschbäume, welche die siegreichen Römer aus den heißen Weltgegenden in die Ihrige versezt hatten, wachsen bei uns nun eben so schön und reichlich, als vormals in ihrem Geburtsorte; und hätte man immer die nüzlichen Versuche wegen des Vorwandes der Verschiedenheit des Luftstriches auf die Seite gesezt: so müßten wir jezt dieser und anderer herrlichen Früchte entbehren, in den Wäldern noch herumirren, und statt des Rebensaftes uns mit Holzäpfeln behelfen.

Ich habe mich mit Fleiße über diese Materie etwas weitläufiger ausgebreitet, weil ich oft

Männer in sehr entscheidendem Tone darüber sprechen höre, die alle Bemühungen in der Landwirthschaft gering schätzen, weil sie die arme Himmelsgegend immer beschuldigen, sie sey an allen Verbesserungen hinderlich. Aber sie wissen nicht, daß ihre Unwissenheit und Faulheit ihnen dergleichen Reden auf die Zunge legen, und daß sie die Himmelsgegend ganz unrecht anklagen. Hier fand ich schickliche Gelegenheit, es ihnen zu sagen.

Ich kehre zu meinen Weinstöcken zurück, und zeige, daß diese ihre Trauben auch in der Höhe zeitigen können. Meine Beweise sind vielleicht nicht die schwächsten: denn sie gründen sich auf die Erfahrung. Zuvörderst sehen wir jährlich an den bedeckten Gängen, über welche man die Reben hinzieht, daß ihre Trauben in der Höhe eben so vortreflich reifen, und gemeinlich früher zeitigen, als die weiter unten hangenden. Hier werden noch dazu solche Gattungen angepflanzt, die man bei dem gewöhnlichen Baue des Weinberges nicht zur Reife bringt. Ich kenne dergleichen in Menge, die über 15 Schuh hoch sind; und hier in Mann-

heim sowohl, als in Heidelberg ist beinahe kein Garten, der nicht einen solchen bedeckten Gang aufweisen kann, und der im Herbste mit den schönsten Trauben prangt. In diesen bedeckten Gängen hangen die Trauben gemeinlich wegen ihrer Schwere inwendig herunter, bekommen also sehr wenig Sonne, und doch werden sie so vortreflich reif. Beweise genug, daß unsere Himmelsgegend sie in der Höhe eben so gut zeitigen könne, als die Italienische.

Aber wir haben ja auch in Deutschland nicht so seltene Beispiele von Trauben, die auf Bäumen zeitigen. In Hamburg sind in vielen Gärten Spaziergänge angelegt, an deren Bäumen sich die Reben erheben, und nach Guirlanden Art von einem Baume zum andern hinhangen. In Meinungen weiß ich dasselbe von guter Hand. Ich selbst habe es in der Champagne gesehen, und in den Straßburger Gärten ist es häufig. Selbst in unserer Pfalz sind vortrefliche Beispiele davon, die ich etwas weitläufiger anführen werde, um Jedermann in den Stand zu setzen, sich darnach zu erkundigen. Zu Neuenheim bei Heidelberg stand noch vor

wenigen Jahren ein solcher Baum, den erst der Wind kürzlich umgeworfen hat, an dem ein Rebenstock sich hinauf gewunden hatte, und der reichliche Früchte und Trauben trug. Auch schrieb mir Herr Pfarrer Walther von Westhofen, daß in seiner Gegend Rebenstöcke auf Birn- und Zwetschgenbäumen angezogen würden. In Neustadt ist es noch gewöhnlicher. Ein Bürger von mir bekannter Treue, bei dem ich mich deßhalben erkundigte, meldete mir in seinem Schreiben vom 22. März dieses Jahres folgendes. „Wir können hier Beispiele, die beweisen, daß die Reben an den „Bäumen wachsen, das ganze Jahr vorzeigen. „Im Sommer sieht man, wie die Reben auf „denselben Trauben tragen, und im Winter, „wie die Bäume mit Rebenholze überzogen sind. „Ich erkundigte mich auch nochmals auf Dero „Verlangen in dem Schopmännischen Garten, „wo alle daselbst stehende Bäume mit denselben überwachsen sind, und befragte mich wegen der Zeitigung. Der Gärtner gab mir „zur Antwort, daß sie daselbst nicht nur recht „vollkommen reif würden, sondern daß auch

„die Obern viel eher zu ihrer Zeitigung kämen, „und viel schmackhafter würden, als die, wel„che unten wachsen. Den Baumfrüchten scha„den sie an ihrer Zeitigung nicht das mindeste. „Dergleichen Beispiele kann man hier noch von „mehrern Leuten aufweisen, die damit gar vie„le Proben gemacht haben. Johann Hein„rich Fritzwepler."

Dergleichen Beispiele sind aber auch in Mannheim bekannt. Es stand vor nicht gar langer Zeit in den hiesigen Neckargärten ein solcher mit Reben bewachsener Baum, der, nachdem der Garten in andere Hände gekommen war, die ihn schöner eingerichtet, nebst andern Bäumen ist umgehauen worden. Dieser trug reichliche Früchte, und ein sehr bewährter Zeuge hat mich versichert, daß die Trauben auf demselben nicht allein früher zeitig geworden, als die andern in derselben Gegend, sondern auch an den Gipfeln am schmackhaftesten gewesen wären. Man sieht noch einen solchen Garten, der klein ist, aber acht Bäume enthält, die ganz mit Reben umwunden sind. Der Eigenthümer davon nennet sich Gärtner, und ist Zöllner

an der Neckarbrücke. Er hat diesen Weingarten 1728 mit eigener Hand gepflanzet, und Aepfel- Birn- und Zwetschgenbäume dazu erwählt. Und obgleich alle Bäume, bis auf einen, klein sind: so hat er mich und Andere doch versichert, daß er jährlich gemeinlich eine kleine Ohm Wein von ihnen mache, und schon gar oft in guten Jahren eine ganze Ohm, ja noch mehr von ihnen erhalten habe. Er betheuert mir, auch Andere, die diese Sache schon so lange Jahre mit Vergnügen beobachtet haben, daß diese Reben weit weniger Gefahr, als die übrigen unterworfen wären, und daß die obersten Trauben früher reif und schmackhafter würden, als die Untern. Seine Bäume haben deßwegen doch reichlich Obst getragen, und unter andern sagte er mir, er habe verwichenes Jahr an dem großen Baume 14 Läste Aepfel, und 4 Läste Trauben, das Jahr vorher aber 11 Läste Aepfel, und 6 Läste Trauben erhalten.

Dergleichen Beispiele sollen noch gar viele in der Pfalz seyn; ich führe sie aber nicht an, weil ich nicht die allergewisseste Nachricht von ihnen habe, da es erst einige Wochen sind,

daß ich mich entschlossen, diese Anmerkungen hier beizufügen.

(Ich habe dieß Frühjahr 1804 in den Mannheimer Gärten abermals Untersuchungen hierüber angestellt, und die vor 34 Jahren bewährt erfundenen Erfahrungen die ganze Zeit über bestätigt gefunden. Ja, der jetzige Gartenschüz, der wegen seiner Uebersicht über alle Gärten die meisten Kenntniße haben kann und muß, erzählte mir, daß, als vor mehr als 12 Jahren (das eigentliche Jahr war ihm entfallen) ein heftiger Frühjahrsfrost alle Reben in den Neckargärten zu Grunde gerichtet hätte, keine einzige Rebe Noth gelitten habe, die auf Bäumen herum gerankt wären, im Gegentheile hätten diese ausnehmend viele der schmackhaftesten Trauben abgeliefert. Bei dieser Gelegenheit wurde ich auch belehrt, daß man nur Bäume von Kernobst hierzu erwählen soll, weil jene von Steinobst unter der Last der Blätter und Trauben, besonders bei starkem Regen, und heftigem Winde gerne zusammen gedrückt würden, und verbrächen. Diesem Zufalle sind vorzüglich die Pflaumen = Zwetschgen = und auch

Kirschbäume ausgesezt. Hingegen gedeiheten jene Reben am besten, die auf Aepfelbäumen herumrankten.

Bei dieser Gelegenheit habe ich auch in den nämlichen Neckargärten bei Herrn Weisenbach einen Versuch gesehen, der mir ausnehmend wohl-gefallen hat, und von dem ich mir den besten Erfolg verspreche; nämlich Reben an langen Hopfenstangen sich hinauf winden zu lassen. Er sah vor zwei Jahren eine solche mit Reben umwundene Hopfenstange in dem Garten eines Bürgers zu Dürkheim, und war erstaunt, die außerordentliche Menge von frühzeitig gewordenen wohlschmeckenden Trauben zu sehen, womit dieser an der langen Hopfenstange hinauf gewundene Rebenstock beladen war. Herr Weisenbach hat vor zwei Jahren sein kleines Gärtchen zu seinem Vergnügen durch einen Kreuzgang in vier Parthien abgetheilt, jede derselben mit Schlangengängen zu einem englischen Parterre umgebildet, statt der unfruchtbaren nordamerikanischen Stauden aber blos fruchttragende hinein gesezt, deren Beeren und Nüsse genießbar sind. In zwei solcher Parter-

re, die der Sonne am besten ausgesezt sind, hat er, nach dem Dürkheimer Beispiele, auch Rebenstöcke auf einen Klumpen zusammen gesezt, 10 bis 12 Stücke, und jede Rebe ohngefähr 3 Schuh von der andern; und diese Reben klettern an langen Hopfenstangen hinauf. Dieser Gedanken, in einem kleinen Garten vier englische Parthien anzulegen, und diese Parthien gleichwohl nüzlich und einträglich zu machen, hat meinen ganzen Beifall, und wird dem Besitzer ungleich mehr eintragen, als wenn er ihn mit Gemüs bepflanzt hätte; das Vergnügen nicht in Anschlag gebracht, die eine so einträgliche Wildniß ihm gewähren muß. Anmerk. d. Verf. von 1804.)

Wir sehen also aus einzelnen Fällen, daß auch dergleichen Trauben auf Bäumen in Kurpfalz vortreflich reifen; und dieses bringt mich auf den Gedanken, zu glauben, daß wir überhaupt von jener Größe der Hitze noch keinen ächten Begriff haben, die zur Zeitigung der Trauben erfoderlich ist; und daß wir gemeiniglich mehr dazu fodern, als wirklich nöthig ist. Nach Herrn Löfling (Reise nach Spanien.

S. 19.) laufen die Reben in Portugal auf dem Boden herum, wahrscheinlicher Weise, damit sie durch ihre Blätter den Eindruck der Sonne hemmen sollen. Doch dieß sind Muthmasungen. Gewisser ist, was uns Columella (de re rustica. Edit. Ald. pag. 127.) erzählt, nämlich daß sein Vetter Markus, und dessen Landsleute in Spanien, ihre Weinberge mit Decken von Palmzweigen in den Hundstagen beschattet haben, um das Verbrennen der Trauben zu verhüten. Aus allem dem möchte ich schließen, daß die stärkere Hitze in dem mittägigen Europa, z. B. in Portugal, in Spanien, und in den mittägigen Provinzen von Frankreich, dem Weinstocke eher zu heftig sey, und daß er den gemäßigtern Grad bei uns vorzüglich liebe.

Mag man also bisher nicht aus einer eiteln Furcht den Weinstock so nieder gehalten haben, um ihm mehr Sonne zu verschaffen? Ich muthmase solches, und glaube, daß eben diese Furcht zu einem wichtigen Schaden Anlaß gegeben habe, nämlich zu den so gefährlichen Maifrösten. Die würdigen Verfasser der physikalisch-ökono-

mischen Wochenschrift, die vormals zu Stuttgard herauskam, haben diesen Schaden beherziget, und zu seiner Verminderung eine Preisfrage aufgestellt. Die eingelaufenen Beantwortungen haben mir zwar alle kein Genüge gethan, aber ich finde unter denselben eine Erfahrung, die mich sehr vergnügt hat. Diese ist folgende, Mitten in einer Gewanne (Flur), da alles erfroren ist, ist ein einziger Morgen Weingarten grün und unversehrt geblieben. Hievon hat man keine andere Ursache anzugeben gewußt, als daß die Andern in der Flur schon alle an Pfähle, dieser Einzige aber noch nicht angeheftet gewesen war. Hier habe der Wind durch die Bewegung die freien Reben vor dem Froste beschüzt. (Stuttgarder physikalisch-ökonomische Wochenschrift vom Jahre 1756. S. 535.) Nun sind aber die Reben auf den Bäumen immer dieser Bewegung ausgesezt, folglich würde ihnen hier der Maifrost nichts schaden. Diese meine Meinung will ich abermals mit Erfahrungen unterstüzen. Herr Rousel in Brie, ein Anhänger der Tullischen Methode, hat eine merkwürdige Erfah-

rung hievon niedergeschrieben, die ich hier größten Theils einrücken werde. Sie steht zwar in den Dühamelischen Schriften; (Culture des terres. Tom. V. Cap. I.) da aber Herr Mill sie in sein Werk eingetragen, und dieß übersezt vor mir liegt: so will ich aus dem Leztern die Stelle hier hersetzen. (Vollständiger Lehrbegriff der praktischen Feldwirthschaft. 4ter Th. S. 427.) „Ich habe angefangen, mit der neuen „Wirthschaft es auch an dem Weine zu versu„chen. Es thut wehe, wenn man für die Zu„richtung eines Weingartens von etwas mehr „als einem Morgen Landes jährlich wenig„stens fünf Guineen (55 fl.) bezahlen muß, „um nur unsern elenden Briewein davon zu „bekommen; besonders wenn die Weinstöcke, „wie es im vergangenen Jahre gieng, völlig „erfrieren." Hierauf erzählt er den Anfang seines Versuches, nämlich er habe 400 Pappelbäume 6 Fuß voneinander gesezt, auf welche er seine Reben wolle laufen lassen rc. „Die „Leute in der Gegend, sagt er darauf, haben „diese Einrichtung sogleich für gut befunden, „und Verschiedene machen es gegenwärtig,

„wie ich. Das Beispiel eines Weinstockes hat „sie so jähling für diese Meinung eingenom„men. Er steht ohngefähr eine Meile von „hier mitten auf einem Felde an einem Birn„baume, und ist niemals beschnitten, oder or„dentlich gewartet worden. Im vergangenen „Jahre, da alle Weinstöcke in hiesiger Gegend „durch den Frost so sehr beschädigt wurden, „daß nicht das geringste daran wuchs, kam „dieser Weinstock unversehrt davon, und hat„te so viel Trauben, daß eine Tonne Weines „daraus gekeltert wurde." Hier ist ein klares Beispiel, daß die Reben im Niedern so gerne erfrieren, dieser Gefahr auf Bäumen aber nicht ausgesezt sind. Dieß sagt mir auch der hiesige Einwohner Gärtner, und behauptet zugleich, daß seit 1728 seine Weinstöcke auf den Bäumen von den Frühlingsfrösten nie das Mindeste gelitten hätten.

Sollte also nach allen diesen Betrachtungen der Bernhardische Vorschlag wohl eine leere Spekulation seyn? Ich zweifle um so mehr daran, da er hier Maulbeerbäume vorschlägt, auf deren herrliche Eigenschaft vorzüglich unser

Mitglied, Herr Rektor Henop, mich aufmerksam gemacht hat. Denn dieser Baum ist unsern Insekten durchaus zuwider; sie meiden ihn: dieß ist die einstimmige Erfahrung aller Beobachter. Wir haben aber ein Insekt, den Rebenstícher, der ein gefährlicher Feind des Weinstockes ist, und der schon oft die süßen Hoffnungen unserer Weinbauern zernichtet hat. Die Kurpfälzische Akademie der Wissenschaften hat diese Sache so wichtig gefunden: daß sie zum zweitenmale auf seine Vertilgung Preise ausgesezt hat. Sollte man nicht die Hoffnung haben, daß durch die Vereinigung des Rebenstockes und Maulbeerbaumes, dieser Leztere dem Erstern seine Eigenschaft mittheilen wird? Wenigstens ist es gewiß, daß der Rebenstícher den Maulbeerbaum flieht. Ich habe deßwegen an den Herrn Pfarrer Walther geschrieben, dessen Beobachtungsgeist vorzüglich bei diesem Insekte mir durch die Preisschriften bekannt war. Seine Antwort war folgende. „Aus den „von mir gemachten Erfahrungen erhellet, daß „das Insekt, der Rebenstícher, so wie alle bei „uns bekannte Insekten, den Maulbeerbaum

„mei-

„meiden. Es befindet sich ein solcher Baum „in dem Pfarrgarten zu Westhofen, wo ich mit „vielen Tausenden dieser Insekten Versuche „gemacht habe. Sie sind, da sie nach ihrem „Wurmstande zur Vollkommenheit gekommen „waren, wohl am häufigsten auf die Reben„stöcke, auch zu Zeiten auf die Birn- und „Aepfelbäume, niemals aber, so viel ich wahr„genommen habe, auf den Maulbeerbaum ge„flogen. Westhofen den 12. März 1771. Is„rael Walther."

Ob man schon Versuche mit Verbindung des Rebenstockes und des Maulbeerbaumes angestellt habe, kann ich nicht sagen. Herr Rousel behauptet solches zwar, indem er spricht: In Italien setzen die Leute gar oft Reben an Maulbeer- und andere Bäume. Ob diese Nachricht allen Glauben verdiene, zweifle ich, da Herr Rigal mir gesagt, er habe es nie in Italien gesehen. Doch das thut nichts zur Sache. Wenigstens wird das Niemanden abschrecken, daß man die Blätter des Maulbeerbaumes mit Vorsicht abpflücken müsse, um nicht die Blüthe und den jungen Ansatz der Trau-

ben abzustoßen. Dieß wird Jeder gerne thun, dem seine Vorsicht mit doppelten Erndten bezahlt wird.

Daß aber aus dieser Verbindung wahrer Vortheil herauskomme, wenn die Erfahrung ihre Möglichkeit bestätigt, ist um so weniger zu zweifeln, da man in dem Brachmonate den schönsten Nutzen von den Blättern des Maulbeerbaumes einziehen, im Herbste aber die Trauben lesen kann; die vielen Auslagen nicht zu berechnen, die man dabei am Holze erspart. Außerdem aber, wenn man die schönen Erfahrungen des Herrn Strömers wohl anwendet, wird auch sogar noch eine drittere Erndte erfolgen. Es ist bekannt, daß kein Baum in den spaten Herbst so unvorsichtig, so lange es nur schön Wetter ist, hinein wachse, als eben der Maulbeerbaum. Sein so spat getriebenes Holz wird nicht zeitig; es erfriert den Winter, wodurch gar oft die ganzen Bäume Noth leiden. Herr Martin Strömer (Abhandlung der königl. schwedis. Akademie der Wissenschaften. 1. B. S. 116.) hat der Ursache nachgedacht, und Erfahrungen angestellt, dieß zu

verhüten. Seine Bemerkungen sind in Schweden, einem ungleich kältern Lande, gemacht. Nach ihm ist der treibende Baum noch voll Saft. Dieser kann der Kälte nicht widerstehen; folglich muß der Baum erfrieren. Nimmt man aber solchen Bäumen ihre Blätter frühzeitig und mit Vorsicht ab: so verringert sich dieser Saft dermasen in denselben, daß sie vom Froste nichts zu befürchten haben. Er unterstüzt seinen Saz mit seinen Beweisgründen, deren Anführung hier zu weitläufig wäre. Doch muß ich sein Beispiel anzeigen, das er in Betracht des Maulbeerbaumes aufgestellt hat. Nämlich Herr Lavrence hat in dem kalten Winter von 1708 bis 1709 in England beobachtet, daß viele einheimische Bäume von dem Froste abgestanden und ausgegangen waren; die Maulbeerbäume aber, die erst kurz nach England übergebracht worden, sind ohne Schaden stehen geblieben. Er wußte hievon keine andere Ursache anzugeben, als daß ihre Blätter frühzeitig abgepflückt gewesen, und sie also eine gute Zeit vor dem Winter blos und kahl da gestanden wären.

Es ist zwar wohl bekannt, daß das Abblaten vielen Bäumen zum größten Nachtheile gereiche. Selbst Herr Dühamel gesteht, daß er gar viele dadurch zu Grunde gerichtet habe. Aber erstens ist es richtig, daß der Maulbeerbaum dieß vertragen kann, und also eine Ausnahme von der gemeinen Regel macht; wie man dieses alle Jahre bei ihnen beobachten kann. Ja, Herr Rigal behauptet, es müsse nicht das mindeste Laub bei seinem Ablauben übrig bleiben. Andern Theils muß man den Baum nicht auf einmal, sondern nach und nach, in verschiedenen Zwischenzeiten, und also ganz langsam seines Laubes berauben, damit der Saft nach und nach sich vermindern könne.

Jezt will ich den Vortheil des zweiten Ablaubens der Maulbeerbäume auch in Anschlag bringen. Diese Blätter geben ein bekanntes herrliches Viehfutter. Der Traubenstock hat also von ihnen gar keinen Schatten zu erwarten, vor dem sich so Viele wahrscheinlich ohne alle Ursache fürchten. Die alten Römer pflanzten vormals vorzüglich die Attinischen Ulmenbäume, um mit dem Laube das Vieh zu füt-

tern; diese Ulmenbäume waren also eine Gattung künstlicher Futterkräuter. Hier würden wir uns dieser Absicht der Römer stark nähern.

Nichts ist jezt natürlicher, als die Frage, wo man dergleichen Versuche anstellen soll. Hier muß man diejenigen zu Rathe ziehen, die von dieser Bauart die mehreste Kenntniß haben, nämlich die alten Römer, die auch hier vortreflich rathen. Varro sagt, „wo das Erdreich feucht ist, da soll man den Rebenstock „höher ziehen." (De re rustica. Edit. Ald. pag. 28. cap. 8. Ubi enim natura humida, ibi altius vitis tollenda, quod in partu et alimonio vinum, non ut in calice quaerit aquam, sed solem. Itaque ideo ut arbitror primum e vinea in arbores ascendit vitis.) Das nämliche sagt auch Columella, der sich in der Erhöhung seiner Geländer nach diesem gerichtet hat. (De re rustica. Ead. Edit. pag. 113. cap. 19.) Vielleicht würde man einwenden, daß es in solchen Orten erträglicher wäre, lieber gar keine Weinstöcke zu pflanzen. Aber die Erfahrung belehrt uns, daß bisher alle Verordnungen hierin gänzlich vergeblich gewesen sind; und dieß

hat seinen Grund darin, weil ein Morgen Weinberg den Landesherren ungleich mehr einträgt, als ein Morgen Fruchtfeld. Zudem ist ein Morgen Weinberg in höherm Werthe, als ein Morgen Ackerfeld. Ein Eigenthümer also, der einen Solchen ausrottet, und zu Ackerfeld verwendet, macht sich an Kapital selbst ärmer; und wo findet man Leute, die hierzu aufgelegt sind? Hier ist es also rathsamer, sich nach der Schwachheit der Menschen zu richten.

Wo also das Erdreich niedrig, oder feucht und niedrig ist, da könnte man die Rebenstöcke in die Höhe ziehen; auch aus der Ursache, weil sie von trockner Natur sind, und sie durch die vielen Feuchtigkeiten schlechte Waare abwerfen würden. Während nun der Saft durch den Rebenbaum aufsteigen muß: können die allzuwässerichten Theile besser ausdünsten, und hiedurch der Fehler des Erdreiches vermindert werden.

Sollte dieß wohl eine Aufmunterung zu solchen Versuchen seyn, daß man auf diese Art sein Feld doppelt benutzet; indem in der Höhe die Bäume und Reben ihren großen Vortheil

abwerfen, auf der Erde aber geackert und gepflanzt werden kann? In Italien benuzt man das Feld auf diese Art, und vielleicht hat die Sparsamkeit die Italiener auch auf diesen Gedanken gebracht; um so mehr, da es bekannt ist, daß gar viele Einwohner daselbst nicht über 4 bis 5 Morgen Feld haben, von welchen sie sich ernähren müssen.

Nach allem diesem glaube ich, daß der Bernhardische Vorschlag, dem er den bescheidenen Namen Spekulation beilegt, die Achtung des Vernünftigen verdiene; und daß man Recht habe, den Wunsch zu äußern, mehrere Versuche damit anzustellen. Ob die Bernhardische oder die Italienische die beste sey, oder ob man noch bessere erfindeu könne, will ich hier nicht untersuchen. Dieß muß die Erfahrung allein bestimmen; und eine vernünftige Rechenkunst wird alsdann bald entscheiden, bei welcher Methode der mehreste Vortheil sey, und welche also den Vorzug verdiene. Mir ist es genug, gezeigt zu haben, daß dieser Vorschlag Hoffnung zu glücklichen Erfahrungen geben könne; und daß er nicht zu jenen hirnlosen Ent-

würfen gehöre, die unser Deutschland jährlich so häufig hervorbringt.

(Nach 34 Jahren, (denn so lang ist es, daß ich diese Bemerkungen niedergeschrieben habe,) denkt man oft ganz anders, aber noch bin ich der Meinung, daß die Wichtigkeit der Sache es erheische, sie einer nähern Prüfung, vorzüglich jener durch Erfahrung zu unterwerfen. So viel scheint durch eben diese Erfahrung entschieden zu seyn, daß der Weinstock in der Höhe weniger den Gefahren des Erfrierens, besonders den so traurigen Frühlingsfrösten ausgesezt sey, als wenn er ganz niedrig gehalten wird, wie es die allgemeine Sitte in Deutschland geworden. Hingegen bin ich nun der Meinung, daß die Trauben in der Höhe gereift, jenen vortreflichen haltbaren Wein nicht liefern, der bei der niedrig gehaltenen Rebenkultur von ihnen erhalten wird. Ob nun dieser Grad Reife von der mehr oder wenigern Zeitigung der Trauben abhängt, ist lang noch nicht entschieden. Wenn wir bedenken, daß in den wärmern Himmelsstrichen, z. B. in Italien, im südlichen Frankreich, in Spanien,

Portugal u. a. d. Ländern, die Trauben wegen der stärkern Sonnenkraft gewiß alle mögliche Zeitigung erhalten, und dennoch daselbst ein Wein von geringerer Güte, wenigstens von sehr geringer Haltbarkeit gewonnen wird, so ist es hiedurch ganz auffallend, daß die Traubenreife zu Erhaltung eines vortreflichen Weines gänzlich von jener Reife verschieden seyn müsse, was man sonst eine gänzliche Zeitigung zu nennen pflegt, und daß gerade diese gänzliche Zeitigung zu Erhaltung eines vortreflichen haltbaren Weines gar nicht erfoderlich sey; im Gegentheile eben diese gänzliche Zeitigung jene Gährung verhindere, durch welche der erhöhte oder der mindere Gehalt des Weines eigentlich bestimmt wird, daher man auch vor der ersten Gährung den eigentlichen Gehalt des Weines nicht bestimmen kann, welche entscheidende Gährung bei gänzlicher und vollkommener Zeitigung der Trauben schwerlich zu Stande kommen kann. — Doch ich überlasse die Untersuchung dieser Bemerkungen andern Kennern, um darüber zu entscheiden.

So viel glaube ich aber aus diesen vorhergehenden Bemerkungen folgern zu dürfen, daß in jenen Gegenden, die sich durch einen vortreflichen Wein auszeichnen, es nie zu rathen wäre, die Reben in die Höhe ranken zu lassen, und wenn man es auch den Wingertsleuten einer solchen Gegend anrathen wollte, sie diesen Rath doch nie befolgen würden, es müßte denn seyn, daß Erfahrungen einer langen Reihe von Jahren sie dazu auffodern sollten. Aber desto wichtiger sind diese oben angeführten Erfahrungen für jene Gegenden, in welchen der bisher in Deutschland übliche Weinbau nie gedeihen wollte noch konnte, weil außer den mancherlei Gefahren, dem der Rebenbau daselbst ausgesezt ist, die wirklich hangen bleibenden Trauben weder zur halben noch zur ganzen Zeitigung gelangen können; da hingegen zu einem guten Weine eine Annäherung zur Zeitigung erfoderlich ist. Von diesen dem Rebenbaue so ungünstigen Gegenden kann man beinahe mit Gewißheit voraus sagen, daß der in eine beträchtliche Höhe hinauf rankende, und oben mit einer gewissen, die Bewegung nicht hindernden Frei-

heit versehene Rebenstock Trauben sowohl zum Essen, als auch zu einer Art geringern Weines genug hervorbringen werde. Zu dieser so bestimmten Hoffnung berechtigen mich sowohl die so eben erzählten Erfahrungen, als auch jene, die ich oben von S. 79 — 82 bereits beigebracht habe. In Gegenden um eine Residenzstadt herum müßte dieser Rebenbau ein höchst einträgliches Geschäft für den Landwirth, in jeder andern Gegend aber jedem Landwirth angenehm seyn, eine Frucht zu erbauen, die zugleich so wohlschmeckend, als gesund ist. Nur bleibt es eine höchst nöthige Bedingniß, daß jene Reben, an denen die Trauben hervorkommen sollen, ihre Beweglichkeit behalten müssen, und nie fest angebunden seyn dürfen; daher auch Trauben an Bäumen, und an dachartigen Lauben besser gedeihen werden, als jene, die die äußere Seite der Häuser spaliermäßig bekleiden, weil diese Leztern beständig angeheftet seyn müssen, weil sie sonst vom Winde abgerissen werden, so aber weder bei Weinstöcken an Bäumen, noch bei Lauben an den Häusern zu befürchten ist. Die Meinung, daß ein hoher Grad Hitze zur

Zeitigung der Trauben schlechterdings erfoderlich sey, hat diese Wandbekleidung zur Mode gemacht; aber diese Voraussetzung ist ein Irrthum. Der Rebenstock hat mehr freie Bewegung nöthig, als man bisher geglaubt hat, und bei derselben wird er in kältern Gegenden allen Gefahren leichter entgehen, und auch leichter zeitigen, als wenn er so fest angebunden ist. Ueberhaupt ist dieß ein Vortheil, den wir durch Einführung der englischen Gärten praktisch erlernt haben: nämlich daß das Anheften der Bäume und Reben an Geländer oder Stangen denselben höchst nachtheilig sey; so aber der ehemalige französische Gartenbau zum nöthigen und wesentlichen Erfoderniße gemacht hatte. Selbst wo das Anheften eine Art von Bedürfniß ist, sollte man im Herbste alles abbinden und losschneiden, und im Sommer das Anheften nicht ehender vornehmen, bis die Schwere der Blätter, und andere Ursachen solches erheischen. Anm. d. V. v. 1804.)

III. Von der Stallfütterung in der ehemaligen Kurpfalz.

Vorbericht.

In den Bemerkungen des Jahres 1772 habe ich eine Abhandlung über die wahren Mittel der Fruchtbarkeit in zwei Abschnitten abdrucken lassen, in deren Ersterm ich den Urstoff aller Fruchtbarkeit zu entwickeln mich bestrebte. Aber da ich in den Pflanzen-physiologischen Abhandlungen, 1. Bändchen, von S. 209 — 247 schon jene Stellen habe einrücken lassen, die einen der wichtigsten Beweisgründe enthielten, und aus der Pflanzen-Physiologie hergenommen waren, so habe ich mich entschlossen, diesen ganzen Abschnitt hier wegzulassen, um so mehr, da mehrere andere Stellen mit den neuern Erfahrungen der Chemie nicht mehr übereinstimmen, oder die Art ihres Vortrages nicht mehr in unsere Zeiten passen. Meine Absicht in diesem Jahrgange 1772 gieng von S. 114 — 224

eigentlich dahin, zu beweisen, daß jeder Boden fruchtbar zu machen sey, in wie fern man nur die erfoderlichen Kenntniße gründlich und mit wahrem Fleiße anwenden würde, und daß kein Erdreich hievon ausgeschlossen sey, wie man noch in der lezten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts zu glauben sich nicht entblödete, dadurch alles Forschen erstickte, und allen Fleiß unterdrückte, Gegenden aus ihrer bemitleidenswürdigen Armuth herauszureissen, und Wohlstand und Glückseligkeit dort herzustellen. Das Hauptmittel, diesen Wohlstand einzuführen, war nun Dung, und die Kunst, ihn nicht allein zu vermehren, sondern auch den bereits erhaltenen Dung haushälterisch zusammen zu halten. Und diese Haushaltung und Dung-Ersparniß beruhete auf der Stallfütterung. Kaum wagte man es aber, dieß Wort auszusprechen, so wiederhallten alle Wände, d i e ß g e h t b e i u n s n i c h t a n; Stallfütterung ist unmöglich, selbst das Vieh ist durch dieselbe ein Opfer dieser neumodischen Grundsätze, u. d. m. Widerlegung solcher eingewurzelter Vorurtheile durch Gründe, und die bündigsten Beweise

ist theils unmöglich, theils wird sicher beinah ein Jahrhundert dazu erfodert; ich wünschte aber nicht, diesen ermüdenden Weg einzuschlagen; und da mir bekannt war, daß in vielen damals pfälzischen Orten die Stallfütterung wegen Mangel eines allgemeinen Weidganges, und überhaupt wegen beschränkter Dorfgemarkung schon seit dem grauen Alterthume Sitte, ja unumschränktes Bedürfniß gewesen war: so entschloß ich mich diese Beispiele zu sammeln, und so entstand der zweite Abschnitt dieser Abhandlung.

Diese so zusammen gestellten Erfahrungen, von deren Richtigkeit jeder Bauer durch eigene Augen sich überzeigen konnte, haben allerdings bei uns eine große Wirkung gethan, den Widerwillen gegen die Stallfütterung besiegt, und den allgemeinen Wunsch bei gar Vielen rege gemacht, auch bei sich dieselbe einzuführen, und die Schwierigkeiten zu überwinden, die sich derselben entgegen setzen möchten. Natürlicher und künstlicher Futterbau wurden hiedurch mächtig gehoben, und wenn es auch unter den ältern Einwohnern eines Ortes Männer gab, die sich

mit Widerstreben gegen diese ihnen sogenannte Neuerungen sezten: so waren doch die jungen Einwohner desto bereitwilliger zu derselben, und so vermehrten sich mit der Menge des Futters auch in jedem Orte die einzelnen Beispiele von neu eingeführter Stallfütterung.

Nachdem diese Abhandlung bereits schon mehrere Jahre gedruckt war, habe ich noch eine auffallende Bemerkung gemacht, nämlich daß die sich angränzenden Dörfer gar nicht einmal wußten, daß Rechts und Links bei ihnen Stallfütterung gewöhnte Sitte sey. Sie wurden es erst gewahr, als dieser Abschnitt von der Stallfütterung in dem Landkalender nach einiger Zeit abgedruckt war, und ohne diesen Nachdruck in dem Landkalender wüßten sie es vielleicht noch nicht. So wenig bekümmert sich der gewöhnliche Bauer um die auffallendsten Beispiele, wenn sie nicht in seiner Gemarkung, und unter seinen Augen aufgestellt werden. Ein Wink für Landesregierung, die allemal das Beste wünschen, aber sehr oft in der Art fehlen, durch welche sie ihre Wünsche in Wirklichkeit setzen wollten. In der Landeskultur hilft Befehlen

gar nichts, und Belehren ist oft eben so unwirksam, wenn man nicht die wahre Methode einschlägt, den Begriff der Bauern durch die Sinne zu erheitern. Ja, seine Anhänglichkeit an das Alte ist oft so überwiegend, daß er die geringste Mühe scheut, oder vielmehr Trägheit verwendet, um ja aller möglichen Ueberzeugung vorzubeugen. Solche Männer eines Bessern zu belehren, hiezu gehört eine anhaltende Gedult, eine Unverdrossenheit, der nur derjenige fähig ist, der Vaterlandsliebe genug hat, das Beste nicht allein zu wünschen, sondern auch wirklich praktisch aufgestellt zu sehen.

Da also der Dung eines der vorzüglichsten Mittel ist, die Fruchtbarkeit zu befördern, so folgt ja ganz natürlich, daß jene Vorschläge, die diese Mittel befördern, die besten, sichersten und geschwindesten sind, den Ackerbau in rechte Aufnahme zu bringen. Diese sind, den Dung, so man Gelegenheit hat, durch seinen Viehstand zu bekommen, recht räthlich zusammen zu halten, und ja nicht zu erlauben, daß

man ihn so sehr, wie bisher, verschwende. Dieß thun aber die gemeinen Weidgänge, die Stoppelweiden, und die so gefährlichen Herbstweiden auf den Wiesen. Hier findet das Vieh kümmerliche Nahrung, vergeht beinahe vor Elend, und alle der Dung, so es machet, wird verloren. Das heißt recht mit Muthwillen Reichthum und Wohlstand verscherzen. Und noch ist es ein Glück, daß wir Winter haben, in welchen der Bauer genöthigt ist, sein Vieh zu Haus zu behalten, sonst würde er auch diesen Winterdung auf Weiden verlieren, und endlich Haus und Hof verlassen müssen.

Doch die Klagen über den Weidgang sind allgemein, und zum Glücke wird es zur Mode, davon zu sprechen, dagegen zu eifern, und die Stallfütterung nach Würden zu erheben. Dieß wird eine von den glücklichen Moden seyn, die den Wohlstand des Landes befördern wird, und nicht blos auf Tändeleien hinaus geht. Aber sie kommt auch nicht von unsern Nachbarn, die uns bisher durch Moden grausam beherrscht haben, und deren blinde Nachahmer zu seyn, wir noch so gar für Ehre hielten, da wir doch

selbsten Genie genug gehabt hatten, statt Nachahmer, Erfinder zu seyn.

Meine Absicht ist also nicht, jene Gründe zu wiederholen, die die Stallfütterung anpreisen. Aber woran mehr liegt, mit der Erfahrung will ich jene Gründe unterstützen. Gar viele, von dem Bauer bis auf den Schultheiß, und sehr oft noch um etliche Grade weiter hinauf sagen: Ja! eure Gründe scheinen gut, sie lassen sich wohl lesen, aber in der Ausübung sind sie nicht anzuwenden. Und da hat man diesen Herren gut predigen. Sie thun sich recht was zu gute, daß sie mit einem solchen einzigen Worte alle die Weisheit umstoßen, auf welche die patriotischen Oekonomen so lange nachgedacht, und in welcher sie glauben, das Geheimniß gefunden zu haben, den Landesherrn und den Unterthan zugleich zu beglücken. Freilich wird nicht viel Verstand dazu erfodert, zu sagen: Dieß geht bei uns nicht an; denn sonst könnte es ja der Bauer nicht auch sagen, von dem doch viele glauben, sein Verstand sey nicht weit her. Aber desto größere Schande ist es für jene vernünftiger seyn Wol-

lende, die sich auch auf das Wort: es geht bei uns nicht an, brüsten, da doch die häufigsten Erfahrungen vor ihren Augen liegen.

Historische Erfahrungen von der Stallfütterung in Kurpfalz.

Es sind in unserm Vaterlande, unter uns, eine beträchtliche Anzahl Dorfschaften, die ihr Vieh das ganze Jahr im Stalle füttern. Der Reiche wie der Arme ist dieses fähig zu thun. Ich habe in den meisten Oberämtern die einzelnen Nachrichten davon gesammelt, und wenn ich im Stande bin, dadurch was gedeihliches auszuwirken, so sind es meine Leser nicht mir, sondern den Herren Oberbeamten gedachter Oberämter zu danken verbunden, die mich mit diesen Nachrichten unterstüzt haben, und denen ich hier meine Danksagung für ihre gütigste Beihilfe öffentlich abstatte.

Zuerst werde ich gleichsam eine Geschichte der Stallfütterung jedes Oberamtes geben; darauf werde ich in besondern Anmerkungen oft mit den eigenen Berichtsworten des Gerichtes die Gedanken der Einwohner selbigen Ortes an-

führen, um zu zeigen, unpartheiisch zu zeigen, wie der Bauer da denkt, und wie himmelweit diese Einwohner von jenen Bauern verschieden denken, die ihr Vieh auf Weiden ausmergeln, und also Bauer gegen Bauer stellen. Endlich werde ich die höchst wichtigen Beobachtungen von seltenen Erscheinungen der Viehseuchen anführen.

Und damit Jedermann sich auf diese Nachrichten sicher verlassen könne, so mache ich hiemit bekannt, daß die Urkunden, woraus ich geschöpft, in meiner Registratur aufgehoben worden, wo Jeder sie sehen, und untersuchen kann.

(In den Bemerkungen 1772 habe ich die Oberämter sich nach dem Alphabete folgen lassen; da aber als Folge des Krieges, und des darauf erfolgten Friedens die große Ländervertheilung vorgieng, so bin ich nun genöthigt, diese ehemalige Folge ganz zu verändern. Ich werde also die Orte nach den nunmehrigen Regenten ordnen, die ehemaligen Namen Oberämter aber beibehalten, theils weil Widders geographisch-historische Beschreibung der kur-

fürstlichen Pfalz am Rheine, in vier Theilen, noch lange Jahre die Hauptquelle seyn und bleiben wird, theils weil die neuen Benennungen den Meisten unbekannt sind. (Anmerk. d. V. v. 1804.)

A. Französische Staaten, jezt unter Kaiser Napoleon. Donnersberger Departement.

§. 1. Oberamt Alzei.

In dem Oberamte Alzei befinden sich verschiedene Arten, das Vieh im Sommer zu ernähren; ich habe also für räthlich gehalten, der Deutlichkeit wegen, von jeder Art besonders zu reden.

I. Stallfütterung durch das ganze Jahr.

Folgende Orte füttern ihr Vieh das ganze Jahr im Stalle, ohne daß solches weder auf einen gemeinen Weidstrich, oder in der Erndte auf die Stoppeln, oder im Frühjahre oder im Herbste auf die Wiesen getrieben werde.

Alsheim. Alzei. Armsheim. Bermersheim. Blödesheim. Dalsheim. Dauten-

heim. Dintesheim. Eimsheim. Einselthum. Esselborn. Flomborn. Rettenheim. Kriegsheim. Leißelnheim. Lonsheim. Mölsheim. Monzernheim. Mörrstatt. Niederflörsheim. Pfeddersheim. Schimsheim. Spiesheim. Stetten. Walheim. Wintersheim. Aus dem Amte Erbesbüdesheim: Standenbühl. Erbesbüdesheim.

Die Stadt Alzei mitgerechnet, sind also 28 Ortschaften, die blos Stallfütterung haben. Sie enthalten ohngefähr 2389 Haushaltungen, ohne die verschiedenen Gefreiten, Beamten rc. mitzurechnen, die ebenfalls ihr Vieh im Stalle füttern. Nach der zuverläßigsten Tabelle hatten diese Ortschaften im Jahre 1771 an Pferden und Rindvieh 5527 Stück.

Das Vieh wird mit Gras und Unkraut aus den Brachäckern, Fruchtäckern, Wegen, Rechen, und wo Weinberge sind, von dem Unkraute aus denselben, von Wiesengras, von verschiedenen Arten Klee; im Herbste von allerlei Abgeblatetem, von Rüben, Dickrüben, Gras vom Stoppelfeld rc. ernährt. Viele Ortschaften bauen auch Ezfutter; die Armen hin-

gegen suchen meist ihre Fütterung Lastweis zusammen.

Alle obgenannten Orte haben gar keinen gemeinen Weidgang in ihrer Gemarkung; blos allein in Erbesbüdesheim werden die Ochsen des Tages (und das zwar sehr übel) etliche Stunden in den Wald getrieben. Auch Standenbühl hat die Gerechtigkeit der Waldweide; wegen Strittigkeiten können aber die Einwohner solche (zu ihrem großen Glücke) nicht betreiben.

Klee wird überhaupt von allen Ortschaften noch gar wenig gebauet; doch ist Kleebau in jedem Orte.

Der mehreste Klee wird, wie das Ezfutter, grün gefüttert, sehr Weniges wird hie und da für Heu aufgetrocknet.

Besondere Beobachtungen jener oben genannten Ortschaften, aus ihren Berichten ausgezogen.

Alzei. In hiesiger Stadt wird das Vieh nie in den Stoppeln oder abgemähten Wiesen geweidet, weil die Nahrung nicht zu achten, der Schaden aber von Dung beträchtlich, auch jener

jener Schade an den Wiesen gar zu merklich ist. — Von Kleearten werden sowohl der deutsche (dreiblätterichte) Klee, als der Luzerner oder ewige Klee angebauet. Beide säet man hier im Frühjahre sowohl in Korn- als Gerstenäcker. Man zieht in Betracht des Nutzens den deutschen Klee dem Luzerner vor. Von diesem Leztern behauptet man, er müsse Morgens, ehe die Sonne den Thau auftrockne, zum Füttern abgemäht werden, weil man durch die Erfahrung bestätigt wissen will, daß der Mittags gemähte, und vom Thaue getrocknete Luzerner Klee allezeit das Vieh aufschwelle. Dieß soll aber der deutsche Klee nicht thun. Ueberhaupt beklagt man sich, daß der Kleebau noch zu viel Vorurtheilen unterworfen sey, hofft aber, daß vernünftige Ackersleute, denen der wahre Ackerbau angelegen ist, solche schon aus dem Wege räumen werden, wie man denn schon angefangen hat, seine großen Vortheile in besserer Unterhaltung des Viehes einzusehen.

Alsheim. Schon vor langen Jahren her hat man es für rathsamer gehalten, die gemeinen Weiden zu Aecker und Wiesen zu benutzen,

als solche mit Vieh zu betreiben. Um den Dung zu gewinnen, mag man nicht einma die Stoppeln abweiden. Luzerner und dreiblätterichter Klee wird auch hier gebauet. Beide Arten säet man mit der Gerste, und egget sie miteinander ein. Man kann alsdann die Gerste zeitigen und einerndten lassen; besser aber scheint es zu seyn, dem Klee, vorzüglich dem ewigen Klee auch verträglicher, wenn man die Gerste, wenn sie Knoten getrieben, abmähet, und entweder grün verfüttert, oder zu Heu auftrocknet.

Dalsheim. Bei der Stallfütterung wird der Dung besser benutzet; hier bauet man Luzerner Klee, rothen Klee und Esparzette. Ersterer kommt auf gute Felder, und wird als der vorzüglichste gepriesen. Der rothe Klee wird in die Fruchtfelder eingesäet, das zweite Jahr wiederum umgeackert, und mit Winterfrucht bestellt. Esparzette säet man auf Anhöhen und schlechtes Feld auch mit Vortheil. Vieler Klee wird anch zu Heu gemacht.

Daudenheim. Von den hier gebauten drei Kleearten, Esparzette, Luzerner Klee und

dreiblätterichten Klee, findet man den Lezten am besten. Keiner wird in die Frucht gesäet, sondern man nimmt die besten Aecker um das Dorf dazu.

Eimsheim. Hier bauet man blos ewigen Klee, das Feld dazu wird wohl gebaut und gedüngt.

Einselthum. Unter die Rüben säet man Erbsen, Heidekorn, Taubenkropf, und wenn diese gewachsen, rauft man sie aus, und verfüttert solches; der rothe und Luzerner Klee wird hier gebauet, von Lezterm glaubt man den größten Vortheil zu ziehen. Zu beiden baut und düngt man die Aecker gut; sonsten ist hier viel steinigter, auch viel kalter Lettenboden.

Flomborn. Der Nutzen der Stallfütterung ist in mehr und besserer Milch und Dung. Der rothe und Luzerner Klee wird in gute Felder, der Esparzette in schlechte und steinigte gesäet. Den Ersten hält man hier für den vorträglichsten.

Kriegsheim. Hier bauet man Esparzette, Luzerner Klee, und rothen Klee; leztern

hält man für den besten; keiner wird in die Frucht gebaut.

Lonsheim. Von den drei Kleearten hält man hier wegen seiner längern Dauer den blauen für den besten. Hier säet man stark Ezfutter in das Brachfeld, und befindet sich sehr wohl dabei.

Monzernheim bauet alle drei Arten. Den rothen in die besten Felder, den blauen in gute, den Esparzette in steinigt und schlechte Felder. Den blauen halten sie hier für den besten. Der meiste Klee wird auf die nächsten Aecker angesäet, wenig unter die Frucht.

Niederflörsheim. Bei der Stallfütterung ist mehr Dung zu erhalten; der Ort hat ziemlich Wieswachs, bauet aber doch etwas Klee, und zwar alle drei Arten, hält aber den rothen Klee für den besten. Oft säet man den Saamen zu Herbstzeiten unter die Spelz, oder im Frühjahre unter die Gerste.

Pfeddersheim. Man hat zwar den Esparzette und Luzerner Klee schon länger, wiewohl sehr wenig gebauet, aber erst vor zwei Jahren mit dem rothen Klee den Versuch ge-

macht, der sehr glücklich ausgefallen ist; denn man hat von einem mittelmäßigen Morgen (vielleicht 90 Ruthen) im zweiten Jahre drei rechtschaffene Wägen Heu gemacht, und darauf das Feld mit Winterfrucht bestellt. Den Inhabern hat der Vortheil dieses Klees überaus eingeleuchtet, indem sie ihr Vieh vermehrt, in gutem Stande des Winters erhalten, und bessern Dung bekommen haben. Bei allem dem beklagt man den Unfleiß der Bauern, die bei all diesen handgreiflichen Vortheilen viel zu wenig Klee aussäen, und wünscht darüber ein herrschaftliches Reglement, so das Verhältniß des Klee- und übrigen Ackerbaues bestimmte.

Erbesbüdesheim. Hier wird rother, Luzerner Klee, Esparzette, und etwas weisser Klee gebauet. Alle diese Kleearten werden im April oder Mai unter Gerste, Korn, Haber und Hanf gesäet. Zur Erndtezeit werden die Früchten oberhalb dem Klee abgeschnitten, und zu Herbstzeiten der Klee mit Dung überführt. Bei dem Luzerner und rothen Klee findet man den größten Vortheil.

Bemerkungen von Viehseuchen aus diesen 28 Ortschaften.

Folgende Ortschaften haben bei Mannsgedenken, so reden die Berichtgebende, keine Viehseuche gehabt.

Alzei. Armsheim. Bermersheim. Blödesheim. Dalsheim. Dintesheim. Eimsheim. Einselthum. Esselborn. Flomborn. Kettenheim. Kriegsheim. Leißelnheim. Lonsheim. Mölsheim. Monzernheim. Niederflörsheim. Pfeddersheim. Spiesheim. Steten. Wintersheim. Erbesbüdesheim. Standenbühl.

Folglich sind von 28 Orten 23 gänzlich verschont geblieben, ja die Meisten sagen, es sey ja bekannt, daß nur der Weidgang die Viehseuchen verursache, folglich bei ihnen keine solche seyn könne.

Folgende fünf Orte geben von Viehseuchen Nachricht.

Alsheim. Bei Mannsgedenken hat man keine Viehseuche, als in den Jahren 1743, 1744 und 1762 gespürt.

Dautenheim. Vor ohngefähr 10 Jahren (1762) hat man hier eine Viehseuche gespürt.

Mörstatt. In den Kriegszeiten ist einmal eine hier gewesen, die aber aus der Fremde herein gebracht worden.

Schimsheim. Seit 1743 weiß man von keiner Viehseuche.

Walheim. Vor ohngefähr 7 oder 8 Jahren (1764, 1765) hat man etwas von einer Viehseuche gespürt.

Was für Seuchen es gewesen sind, auch ob sie stark um sich gegriffen, und ordentlich gewüthet haben, finde ich nirgends angemerkt. Wahrscheinlich muß aber Lezteres nicht gewesen seyn, weil man sich allemal nur des Wortes, gespürt, bedienet, welches aber keine stark grassirende Seuche andeutet.

II. Stallfütterung mit Stoppelweiden.

Folgende Orte haben das ganze Jahr Stallfütterung, nur treiben sie nach eingethaner Erndte das Vieh auf die Stoppeläcker.

Albig. Aspiesheim. Biebelnheim. Dorn-türkheim. Eppelsheim. Freimersheim. Frettenheim. Gundersheim. Hangenwahl-heim. Hangenweinsheim. Heimersheim. Heppenheim. Mauchenheim. Niederwein-heim. Oberflörsheim. Selsen. Unden-heim. Weinheim. Weinolsheim. Westho-fen. Wolfsheim. Wonsheim. Und aus dem Amte Erbesbüdesheim: Oberndorf.

Es sind also 23 Ortschaften, die blos Stall-fütterung haben, wie die obigen 28 Ortschaften, die aber um die Erndtezeit auch die Stoppel-felder beweiden. Doch geschieht es meist nur, damit die Kühe zum Fasel kommen, wie es beinah überall bemerkt ist, und wenn dieß ge-schehen, behält man die Kühe der bessern Milch-nutzung, und der Vermehrung des Dunges we-gen gewöhnlich wieder zu Hause. Sie sind also in Betracht dieser Viehbesorgung wenig von den obigen 28 Dörfern verschieden. Diese 23 Ortschaften enthalten ohngefähr 1995 Haus-haltungen, und hatten im Jahre 1771, 5279 Stück Vieh.

Im Uebrigen gelten hier alle Beobachtungen, wie oben. Das Vieh wird in den Ställen, wie bei den 28 Dorfschaften, gefüttert. Nirgends sind gemeine Weidgänge, als bei dem Orte Monsheim, das solche klüglich verachtet. Klee wird auch meistens noch sehr wenig angebauet, und bleibt das obige Verhältniß beinah durchaus richtig. Er wird auch gewöhnlich nur grün gefüttert, und sehr wenig zu Heu gemacht. Ihre Felder werden sämmtlich flürlich gebrachet und angebauet.

Besondere Bemerkungen.

Albig. Hier werden die drei Kleearten, Esparzette, rother Klee, und Luzerner Klee, gebauet; alle drei Arten werden des Frühjahres in die besaamten Felder gesäet.

Aspiesheim. Hier wird Esparzette und Luzerner Klee gebauet. Lezterer geräth hier wegen der naßkalten und magern Gemarkung nicht recht, außer in den Krautäckern; doch dauert er nicht länger als drei, vier, höchstens fünf Jahre. Der Esparzette ist einträglicher, weil die Gemarkung meist abhängend oder ber-

gigt ist. Der Mehreste wird in die ausgehauenen Weinberge gebauet, die man nachher wieder zu solchen anrottet.

Eppelsheim. Hier bauet man in den besten Feldern rothen und ewigen Klee, meistens in Fruchtfeldern; den Leztern ziehet man dem Erstern vor.

Freimersheim. Weil der Esparzette in den schlechten Feldern auch geräth, so wird er hier am stärksten angebauet. Er kommt auf Feldern fort, die keine Früchte mehr tragen, und giebt sehr gutes Futter.

Heppenheim. Hier wird in die guten Felder viel rother und Luzerner Klee mit großem Nutzen gepflanzet; Esparzette aber in die entfernten und schlechten Felder. Die Unterthanen finden daher von diesem Klee einen erklecklichen Nutzen sowohl für das Zug- als Milch- und Mastvieh, und bauen immer mehr an.

Oberflörsheim. Unter den drei hier angepflanzten Kleearten hält man hiesigen Ortes den rothen dreiblätterichten Klee für den besten, weil er öfter abgemäht, zu Heu gemacht, und besser als der Andere verfüttert werden

kann, auch die Felder in besserm Stande erhalten soll.

Westhofen. Die Stallfütterung ist hier höchst nöthig, denn auf den Weiden wird der Dung nur verschleppt, und müssen also bei dessen Ermanglung sowohl die Aecker als Weinberge vermagern. Zudem haben wir dadurch einen reichen Ertrag an Milch. Ezfutter wird hier gebauet, so aus gemischten Erbsen, Wicken und Heidekorn besteht. Im Herbste ist zwar Stoppelweide; aber man treibt nur jenes Vieh dahin, so des Fasels benöthigt ist. Luzerner und rother dreiblätterichter Klee wird hier in wohl gebaute und gedüngte Aecker mit Gerste gesäet, welche Leztere man entweder zeitig werden läßt, oder auch grün verfüttert. Beinah alle Winter deckt man die Kleeäcker mit Dung, den man im Frühjahre wieder abrechet. Der Luzerner Klee wächst hier am höchsten, dauert mehrere Jahre, und kann einmal mehr als der rothe gemähet werden, deßwegen ertheilt man ihm hier den Vorzug.

Wonsheim. Diese Gemeinde hat zwar einen Weidgang in ihren Wald, aber sie weiß mehr Nutzen aus der Stallfütterung zu schöpfen, und füttert das ganze Jahr im Stalle, außer jenes, des Faseis benöthigten Viehes, so auf die Stoppeln, aber nicht der Weide wegen, geht. Man bauet alle drei Kleearten, und hält sie für sehr erspieslich, weil sie viel Fettigkeit in die Gemarkung bringen.

Bemerkung von Viehseuchen.

Folgende Orte haben bei Mannsgedenken nichts von Viehseuchen bemerkt.

Albig. Biebelnheim. Eppelsheim. Freimersheim. Frettenheim. Grundersheim. Hangenweinsheim. Heppenheim. Mauchenheim. Niederweinheim. Oberflörsheim. Selsen. Undenheim. Weinheim. Weinolsheim. Wolfsheim. Oberndorf.

Achtzehen Ortschaften haben also nichts seit langen Jahren bemerkt; die übrigen fünf geben folgendes an.

Aspiesheim. Vor 20 Jahren war dieselbe mehr bekannt, aber seit dieser Zeit weiß man von keiner mehr.

Dorntürkheim. Im Jahre 1762 hat man eine Viehseuche verspürt.

Hangenwalheim. Vor 20 Jahren hat hier eine Viehseuche grassiret; bei der Oeffnung hat man eine große Galle vorgefunden.

Heimersheim. Durch fremdes hier eingebrachtes Vieh hat man, doch ganz gering, Viehseuchen verspürt, aber keine, die hier entstanden wäre.

Westhofen. Im Jahre 1743 hat hier eine starke Viehseuche grassiret, so daß kaum vier Stallungen verschont geblieben sind. Man hat bei allen Geöffneten eine große Galle wahrgenommen.

Hier sind zwei Viehseuchen als sehr beträchtlich bemerkt, die andern drei aber müssen wahrscheinlich gering gewesen seyn.

III. Stallfütterung mit Stierplätzen.

Münster. Weil die Weide hier sehr gering ist, wird das Vieh Morgens, Mittags und Abends neben derselben im Stalle gefüttert. Die Kühe und Rinder werden theils in

den Brachäckern, theils in dem gemeinen Walde geweidet, das Zugvieh hingegen wegen der Unbeträchtlichkeit der Weiden immer im Stalle gehalten.

Odernheim. Das junge Rindvieh, und so den Fasel nöthig hat, geht in die Brache, und auf die Stoppeläcker; das Andere bleibt der bessern Nutzung wegen im Stalle.

Osthofen. Die Kühe werden hier nur wegen dem Stiere auf die Weide getrieben, und bleiben sonst das ganze Jahr im Stalle.

Pfiffligheim. Das Vieh geht zwar Morgens und Nachmittags auf die Weide, es ist aber nur ein Stierplaz, und Jenes, so den Fasel nicht nöthig hat, bleibt zu Hause; man betreibt auch keine Stoppeln.

Mörsfeld. Hier füttert der Bauer zwei bis drei Milchkühe wegen der bessern Milchnutzung und des Dunges im Stalle, das Uebrige geht auf die Weide. Die Milchkühe kommen aber nicht zum Stalle heraus, und werden an der Kette zum Fasel geführt.

Ruppertseck. Das Milchvieh wird im Stalle gefüttert, das Uebrige geht auf die Weide.

Sponsheim. Das Rindvieh geht zum Theile auf die Weide. Es sind kaum fünf Morgen Klee in der Gemarkung, hingegen bauet man mehr Wicken, Heidekorn, Haber, Rüben ꝛc. zum Grünfüttern.

Hier sind also sieben Ortschaften, von denen vier beinah Stallfütterung haben; die drei Leztern aber das Mittel zwischen Stallfütterung und Weide halten. Die erstern vier Ortschaften haben 670 Haushaltungen und 1629 Stück Vieh, die drei Leztern aber 132 Haushaltungen und 299 Stück Vieh.

Hier gelten alle Beobachtungen, wie oben. Das Stallvieh wird auf die nämliche Art ernährt. Klee wird noch sehr wenig gebaut, und wenig zu Heu gemacht. Odernheim allein bauet flürlich, und brachet. Die übrigen Orte brachen zwar auch, aber nicht flürlich, sondern Jeder bauet, was er kann, und zu bestreiten im Stande ist.

Besondere Bemerkungen.

Münster. Hier wird Luzerner Klee, Esparzette und weißer Klee gebaut. Der Luzer-

ner Klee kann hier viermal gemäht werden; die Einwohner schneiden ihn klein, vermischen ihn mit Heckſel, weil er allein gefüttert, dem Viehe, besonders dem gefräſſigen, gar leicht schädlich ist. Esparzette wird in schlechte Felder angebaut, kann das Jahr nur zweimal gemäht werden, füttert aber desto besser. Der weiße Klee wird das Frühjahr in die Winterfrucht gesäet, und kann man ihn schon im Herbste, wenn die Witterung günstig ist, abmähen. Er wird zwar nicht hoch, aber sehr dicht, und das folgende Jahr wird er zu lauter Heu aufgetrocknet; weil man seine grüne Fütterung für nicht so rathsam hält. Er liefert das kräftigste Heu, und kann man damit mästen. Es ist außer Zweifel, daß ein Morgen Klee mehr eintrage, als ein Morgen Frucht. Dennoch baut man ihn nicht stark. Uebrigens ist dem Klee nichts so zuwider als magere Aecker, wenn man aber die Aecker wohl düngt, so geräth er gewiß.

Viehseuchen.

Folgende Orte haben in langen Jahren keine gehabt.

Odernheim. Pfiffligheim. Mörsfeld. Sponsheim. Ruppertseck. Münster hat deßwegen nichts gemeldet, als daß bei Stallfütterung keine Seuchen beobachtet würden.

Osthofen. Es sind hier schon Viehseuchen beobachtet worden, aber zu Mühlheim, wo lauter Stallfütterung ist, niemals; und glaubt man also, daß solche Seuchen von den feuchten und sumpfigten Weiden, von der Hitze und Kälte, auch von den fallenden Reifen herrührten.

§. 2. Unteramt Freinsheim.

Auch hier sind verschiedene Arten von Fütterung, wovon zuerst:

I. Die Stallfütterung.

Folgende Orte haben beständige Stallfütterung.

Dackenheim. Großkarbach. Obersilßen. Offstein. Ottersheim. Rotenbach.

Diese sechs Ortschaften enthalten ohngefähr 403 Haushaltungen. Uebrigens gilt hier, was ich oben schon erinnert. Sie hatten im Jahre 1771, 998 Stück Vieh.

Besondere Bemerkungen.

Dackenheim bauet Luzerner, dreiblätterichten Klee und Esparzette, und säen solchen in die Gersten- und Repsäcker.

Großkarbach. Hier bauet man blos Luzerner und dreiblätterichten Klee; man säet beide entweder im Herbste in die Winterfrucht, oder Frühjahres in die Gerste. Der Ewige soll der Beste für die Pferde, der Andere für das Rindvieh seyn. Sonsten nimmt man die besten Aecker, auch die ausgehauenen Weingärten dazu.

Offstein. Hier wird schon viel Klee gebaut, und soll ein Wiedertäufer über 40 Morgen Klee haben. Sie bauen alle drei Arten. Luzerner wird in wohl gedüngte Felder Frühjahres in die Gerste, Esparzette in allerhand Feld, nur nicht in nasse, um Kiliani in die Rüben, dreiblätterichter Klee aber Frühjahres in die Gerste gesäet. Diese muß aber frühzeitig abgegraset werden, und findet man diese Art am besten. Esparzette hat man voriges Jahr auf einen durch den Chausseebau entstandenen kiesigten, sonst ungebauten Boden ge-

säet, er ist vortreflich gerathen, und hat sehr reichlich getragen.

Rotenbach. Hier wird besonders dreiblätterichter Klee gebaut, den man Frühjahres in die Gerstenfelder, auch in die Spelz- und Kornäcker einsäet. Nach etlichmaligem Abmähen wird er wieder ausgezackert, und die Felder mit Früchten bestellt, welche denn in diesen Kleefeldern gar gut zu gerathen pflegen.

Viehseuchen.

In diesen sechs Ortschaften ist nie eine Viehseuche verspürt worden.

II. Weide mit Stallfütterung.

Folgende Ortschaften haben zwar Weidgänge, aber auch wegen des bessern Nutzens Stallfütterung zugleich.

Großniedesheim. Hessen. Kleinniedesheim.

Diese Ortschaften haben 197 Haushaltungen, und im Jahre 1771, 562 Stück Vieh gehabt.

Besondere Beobachtungen.

Hessen. Hier säet man Esparzette und dreiblätterichten Klee. Einige säen ihn des

Winters in die Kornfelder, die meisten aber des Frühjahres in die Gerste. Beide lobt man; nur zieht man den Leztern vor, weil der Neubruch geschwinder in Bau kommt. Auch wird er statt der Brache in Brachfelder gesäet, wo er dann gewöhnlich im zweiten Jahre umgezackert wird, und das Feld alsdann die beste Frucht liefert.

Viehseuchen.

Großniedesheim. Die Viehseuche ist schon zum drittenmale hier gewesen.

Kleinniedesheim. Ist unsers Wissens schon zum zweitenmale hier gewesen.

Einige Anmerkungen über das Oberamt Alzei und Unteramt Freinsheim.

Wir sehen also in diesem einzigen Oberamte bei 63 Ortschaften, daß die Stallfütterung nicht eine leere Grille, sondern wirklich möglich sey. In den meisten Orten ist sie seit undenklichen Zeiten eingeführt, und die Leute sind ausnehmend damit zufrieden. Bei allem

dem ist zu beklagen, daß sie den Kleebau nicht stärker treiben, um dadurch der bei ihnen gewöhnlichen und mühseligen Art der Stallfütterung sich zu überheben. Da aber meine Nachrichten alle vom Jahre 1771 sind, in dem Jahre 1772 aber in Kurpfalz mehr Klee angebaut worden, als man sich je erinnern kann, so ist zu hoffen, daß auch diese Einwohner ihre Saumseligkeit hierin werden zu verbessern gesucht haben.

Uebrigens ist es Jedermann bekannt, daß dieß Oberamt Eins der fruchtbarsten ist, und der Kornspeicher von der Pfalz genennt wird. Dörfer liegen an Dörfern, und diese sind nicht allein wohl bevölkert, sondern sie nehmen täglich an Einwohnern zu, wie ich dieß aus gar sehr guten Quellen weiß.

Hier sind also redende Zeugniße von dem Nutzen der Stallfütterung.

Ich bin hier bei diesem Oberamte am weitläufigsten gewesen, weil es wirklich die meiste Stallfütterung hat; bei den Andern will ich mich kürzer fassen, um das einmal Gesagte nicht wiederholen zu dürfen.

§. 3. Oberamt Kreuznach.

Obgleich in diesem schönen Oberamte die meisten Ortschaften noch Viehweiden haben, so sind doch ein großer Theil der Unterthanen bei dem mehrern Anbaue des Klees von selbst darauf gekommen, ihr Vieh im Stalle zu füttern. Doch haben folgende Orte das ganze Jahr Stallfütterung.

Gausingen. Da der Weidgang gar gering ist, so wird das Vieh das ganze Jahr im Stalle gefüttert, einige ganz unvermögende Leute ausgenommen, die hier Vieh treiben. Die hiesigen Unterthanen finden diese Stallfütterung sehr wohl, und haben bei ihrer Landhaushaltung von derselben merklichen Nutzen gespürt. Sie bauen alle Arten Klee und machen auch Heu daraus.

Zotzenheim. Hat wegen Abgang der Weide das ganze Jahr Stallfütterung.

Boßenheim. Hat ebenfalls blos Stallfütterung, bauen alle Arten Klee, und trocknen auch Heu davon.

Schwabenheim. Hat keinen Weidgang, aber die Unterthanen wissen auch, daß die Stall-

fütterung besser sey, und daß sie der Landwirthschaft aufhilft. Sie bauen alle Arten Klee, verfüttern ihn grün, und heben das Wiesengras zu Heu auf. Gar Wenige betreiben im Herbste die Wiesen, weil die Meisten den Schaden davon einsehen.

Oberhilbersheim. Hat das ganze Jahr Stallfütterung, die Leute befinden sich gar wohl dabei, und empfinden einen stärkern Nutzen für ihre Landwirthschaft. Sie bauen alle Arten Klee, und machen Heu davon.

Hackenheim. Hat beständig Stallfütterung.

§. 4. Oberamt Oppenheim.

In diesem Oberamte haben die meisten Einwohner schon den Nutzen der Stallfütterung eingesehen, und selbst wo gemeine Weiden sind, betreiben solche nur jene, die kein Sommerfutter bauen. Aber es giebt auch Ortschaften hier, die ihr Vieh das ganze Jahr im Stalle füttern.

Stadecken und Essenheim. Diese beide Gemeinden haben keine Viehweiden, und

im Falle auch genugsame Viehweiden da wären, so würden hiesige Einwohner (so reden die Berichtgeber) die alte Gewohnheit, ihr Vieh im Stalle zu füttern, um so mehr beibehalten, als dadurch aus dem Viehe größerer Nutzen gezogen, und der zur Erziehung der Früchte unentbehrliche Dung in größerer Menge erhalten wird. Sie bauen hier den rothen, und den ewigen Klee. Weil hier das Holz gar rar ist, so hauen die Einwohner nach sechs Jahren die zwei bis drei Ellen langen Wurzeln des Luzerner Klees aus, und bedienen sich solcher statt des theuern Brandholzes. Dabei ist besonders merkwürdig, daß nach dieser geschehenen Aushauung das Feld gleich mit Kohl, und die andern drei folgenden Jahre mit Waizen, Korn und Gerste besaamet werde, und nach bisheriger Erfahrung jederzeit eine reichliche Erndte abgeworfen hat. Sind die Kühe stiericht, so werden sie zwar vor das Ort auf die Stoppeln getrieben, niemals aber die ganze Heerde. Auch bleiben sie nie einen ganzen oder halben Tag draussen, sondern höchstens nur 1 oder 2 Stunden. Und so treiben auch einige im Herbste

ihr

ihr Vieh auf eine kleine Wiese; aber der große Schaden dieses Triebes ist hier so bekannt, daß oft 2 bis 3 Stücke die ganze Heerde ausmachen. Gleichwohl haben diese zwei Orte oft Seuchen, und sind die Einzigen in Kurpfalz, so wirklich Viehseuchen schon gar oft gehabt haben. Denn im Jahre 1762 sollen zu Essenheim 1000 Stück, zu Stadecken aber 800 Stück Hornvieh von der Seuche, die in der ganzen Gegend gewüthet habe, hinweggerafft worden seyn. Die Krankheit soll in der Milzfäulung, großer Galle, und gallicht- und brandigten Eingeweiden bestanden haben, und ist ebenfalls zu Oppenheim, Nierstein ꝛc. gewesen. Nach Anzeige mehrerer Unterthauen ist zu Aufange der 1740ger Jahren auch eine Viehseuche in Stadecken eingerissen, wobei merkwürdig war, daß in der ganzen Gegend weder vorher, noch nachher etwas von Viehseuchen gehört worden ist.

Schwabsburg. Das hiesige Vieh wird seit undenklichen Jahren mit nicht geringen Nutzen in den Ställen gefüttert, und hält hier Jedermann diese Stallfütterung besser, als alle gemeine Weiden. Es wird zwar nach der Erndte

das junge Rindvieh, um sich die Stallblindheit zu verspringen, (so sagen die Berichtgeber) dann und wann auf die Stoppeln getrieben, aber auf die Herbstwiesen ist hier gar kein Trieb erlaubt. Sie bauen alle Arten Klee, und düngen ihn des bessern Wachsthumes wegen mit Gassen- und Grabengrund. Die ihnen gnädigst zugetheilten Alimentfelder haben den Einwohnern durch die Bank ausnehmenden Nutzen geschafft, und sie wünschen, daß man ihnen die bisher noch unbenuzten Alimentstücker zur bessern Benutzung ebenfalls austheilen möchte. Uebrigens ist ihnen bei Mannsgedenken keine Viehseuche bekannt, außer bei der lezthinigen Niersteiner Seuche sind einige von daher angesteckte Rinder eingeführt worden, und gefallen.

Derheim. Seit undenklichen Jahren wird hier das Vieh im Stalle gefüttert, und ist Niemanden von einer Viehseuche im Orte etwas bekannt.

Elsheim. Hier ist die Stallfütterung bei Menschengedenken eingeführt; nur nach der Erndte und im Herbste werden Stoppeln und Wiesen beweidet. Winters bedecken sie den

Klee mit Dung oder Grabenerde, und können, auf diese Art behandelt, ihren Klee viermal abmähen. Uebrigens ist bei Mannsgedenken keine Viehseuche hier gewesen.

Großwinternheim. Werden, wie bei Elsheim, nur die Stoppeln, und im Herbste die Wiesen betrieben, sonst aber das ganze Jahr das Vieh im Stalle gefüttert. Ihren Klee decken sie alle Winter mit Dung, und machen auch viel Kleehen. Von Viehseuchen ist hier gar nichts bekannt.

Sauerschwaberheim. Das Vieh wird das ganze Jahr im Stalle gefüttert. Einiges geht zwar auf die Stoppelweiden, und im Herbste auf die Wiesen, das Meiste aber bleibt das ganze Jahr zu Hause. Von allen drei Kleearten machen sie Heu, das sie sehr gut finden. Von Viehseuchen ist hier nichts bekannt.

§. 5. Oberamt Stromberg.

Folgende Orte haben beständige Stallfütterung.

Gerolsheim. Hat keinen Weidgang, daher wird das Vieh das ganze Jahr im Stalle gefüttert.

Engelstadt. Hat keinen Weidgang, daher wird das Vieh das ganze Jahr im Stalle gefüttert, auch wird viel Klee gebaut.

Enzheim. Hat ebenfalls wegen Abgang der Weide beständige Stallfütterung.

Nieder-Hilbersheim. Wegen Abgang des Weidganges ist hier Stallfütterung, nur werden die Stoppeln nach eingethaner Erndte betrieben.

Appenheim. Sie hatten Viehweiden, aber im Jahre 1767 haben sie angefangen, den Weidgang umzuzackern, und ihr Vieh im Stalle zu füttern, dennoch betreiben sie noch Stoppeln, und im Herbste die Wiesen.

Heddesheim. Hat zwar Weidstrich, das mehreste Vieh aber wird der bessern Nutzung wegen im Stalle gefüttert.

Viehseuchen.

Engelstadt, Enzheim und Nieder-Hilbersheim wissen sich gar keiner Viehseuchen zu erinnern; hingegen finde ich eine zu Gerolsheim vor 12 Jahren angemerkt. Zu Heddesheim ist sie in 50 Jahren zweimal gewesen, und im

Herbste des Jahres 1743 bis auf das Frühjahr 1744 ist von einer eingebrachten kranken Kuh das ganze Ort angesteckt worden, und alles Vieh gefallen. Man muß aber bemerken, daß in diesem Oberamte bei der Stallfütterung noch das gehörige Futter mangle, und daß folglich wegen elender Fütterung Krankheiten hier leichter möglich sind.

B. Kurbadische Pfalzgrafschaft am Rheine.

§. 6. Oberamt Heidelberg.

In diesem großen Oberamte ist noch meistens Weidtrieb; doch sind auch einige Ortschaften, die blos Stallfütterung haben.

Kirchheim. Hat blos Stallfütterung, und befindet sich sehr wohl dabei. Von Viehseuchen wissen sie nichts.

Friedrichsfeld. Hat lauter Stallfütterung, und gar vielen schönen Kleebau.

Guttenbach. Das Vieh wird Winters und Sommers meist im Stalle gefüttert; des Sommers wird ihm Klee, des Winters aber Heu, Ohmet ꝛc. gegeben. Die Viehseuche ist bei Mannsgedenken nur einmal daselbst gewesen.

Daisbach. Das Vieh wird im Winter und Sommer im Stalle gefüttert, mit Klee, Wicken, Rüben ꝛc. Der Klee wächst mit Gips und Salzbötzig gedüngt überall; sie wissen auch von der Viehseuche nichts.

Schatthausen. Das Vieh wird das ganze Jahr im Stalle, des Sommers mit Klee, Geisdisteln ꝛc., des Winters mit dörrem Klee, Ohmet ꝛc., gefüttert. Sie bauen viel, und zwar allerlei Klee, der überall wächst, wenn er mit Gips oder Salzbötzig gedüngt wird. Von der Viehseuche wissen sie nichts.

Ochsenbach und Meinspach. Füttert das Vieh beständig im Stalle; des Sommers geben sie ihm Klee und Gras, des Winters dörren Klee, Heu, Ohmet, Rüben ꝛc. Von der Viehseuche wissen sie nichts. Klee bauen sie viel, der mit Gips gedüngt überall fortkommt.

Meckesheim. Eben so.

Angeloch. Füttert das Vieh das ganze Jahr im Stalle; im Sommer geben sie ihm Klee, und zwar Stein- und andern Klee, im Winter aber etwas Heu, Ohmet, Stroh, Rüben ꝛc. Von der Viehseuche wissen sie nichts.

Bargen und Flinsbach. Füttert das Vieh Sommers und Winters im Stalle; des Sommers meist mit Klee, den sie stark bauen, des Winters mit dörrem Klee, Heu, Ohmet, Haberstroh, Rüben ꝛc. Von der Viehseuche wissen sie nichts. Der Klee wächst bei ihnen überall, wenn er mit Gips ꝛc. gedüngt wird.

Mauer. Hat keine besondere Weide, füttert daher das Vieh Sommers und Winters meist im Stalle; des Sommers mit dreiblätterichtem Klee, den sie mit Salzbötzig und Gips düngen, und mit anderm Grase von Aecker und Wiesen; des Winters mit dörrem Klee, Heu, Ohmet, Stroh, Rüben ꝛc. Von der Viehseuche ist ihnen nichts bekannt.

Helmstätt. Das Ort hat keine Weide, sondern man füttert das ganze Jahr im Stalle. Besonders spüren sie den großen Nutzen, seit der Zeit sie den Kleebau angefangen haben; doch geht das Vieh im Herbste auf die Stoppeln.

C. Hochfürstl. Leiningische Pfalz.

§. 7. Oberamt Moßbach.

Moßbach gehört unter die Oberämter, die

in wenig Jahren ein anders Ansehen erhalten werden. Seit Kurzem fangen sie an, durch mehrern Kleebau in eine wahre Aufnahme zu kommen; doch sind auch Ortschaften da, die noch in der tiefesten Unwissenheit stecken. Ich werde hier nach den Kellereien die Sache mittheilen.

Moßbach. Hat keinen gemeinen Weidgang, und füttern ihr Vieh das ganze Jahr meistens im Stalle, weil, wie die Berichtgeber gar wohl anmerken, sie sehr stark auf den Dung sehen; doch betreiben sie noch die Stoppeln und Herbstweiden. Den Klee säen sie in die Winterfrüchten, und nach eingethaner Fruchterndte bestreuen Viele den jungen Klee mit Salzbötzig, Andere mit Gips; kurz vor der Wintersaat machen sie im dritten Jahre das Kleefeld herum, und besäen solches mit Korn. Von Viehseuchen wissen sie nichts.

Neckarelz. In den Ortschaften dieser Kellerei ist, wie bei Moßbach, Stallfütterung. Auch beweiden sie die Stoppeln, und im Herbste die Wiesen. Uebrigens ist ihnen nichts von Viehseuchen bewußt. In folgenden Orten ist es eben so.

Dietesheim. Obrigheim. Mörtelsheim. Haßmersheim. Siegelsbach.

Lohrbach. Hat seit fünf Jahren meistens lauter Stallfütterung, als seit welcher Zeit sich die Leute stark auf den Kleebau gelegt, und den großen Nutzen davon gespürt haben. Dennoch treiben Viele ihr Vieh auch auf die Stoppeln, und im Herbste auf die Weide.

Burgheim. Hier ist seit acht Jahren die Stallfütterung wegen dem stärkern Kleebaue recht in Aufnahme gekommen, und die wenigsten Leute treiben mehr ihr Vieh auf die Stoppeln und Herbstweide. Sie bauen den rothen Klee, und säen ihn entweder gleich nach der Erndte, oder auch im Frühjahre in die Frucht- und Stoppelfelder. Bei jedem Abmähen bestreuen sie ihn mit Gips oder Salzasche; auch machen sie ziemlich viel Heu.

In folgenden Orten wird das Vieh meistens im Stalle gefüttert, außer daß es auch auf die Stoppeln und Herbstweide getrieben wird. Doch giebt es auch gegenwärtig Viele, die Solches beständig im Stalle füttern.

Nustenbach. Unterscheflenz. Sulzbach. Dalau. Auerbach.

Alle die bisher angeführten Orte des Oberamtes Moßbach wissen gar nichts von den Viehseuchen, und haben entweder gar keine gemeine Viehweide, oder nur den Trieb in den Wald, den sie, wie billig, verachten.

Die andern Ortschaften haben meist gemeine Weidgänge, und ich weiß von sicherer Hand, daß es unter diesen Bauern Männer giebt, die oft 20 und mehrere Stücke Vieh haben, so sie auf den großen Wald- und Weidstrichen abtreiben, dabei aber doch so arm sind, daß sie oft nicht einmal die herrschaftlichen Gelder zahlen können; zum großen Beispiele, wie nöthig die Stallfütterung sey, und daß nur durch diese der Bauer bereichert werde.

§. 8. Kellerei Hilsbach.

Da diese Kellerei einen merkwürdigen Beweis von dem ausnehmenden Nutzen des häufigen Kleebaues auf die Fruchtbarkeit giebt, so verdienet sie, daß ich etwas weitläufiger von ihr rede. Erst seit 10 bis 12 Jahren haben sie

den Kleebau angefangen, und seit der Zeit haben alle Orte an Wohlstand und Reichthum zugenommen.

Hilsbach. Hat keine gemeine Weidgänge, folglich wird das Vieh im Stalle gefüttert. Seit der Zeit aber, daß man den Kleebau erlernt, wird immer mehr Vieh gehalten, und nachgezogen. Nach neuern Erfahrungen säen die Leute den Esparzette in wohlgebaute Felder Frühjahres mit Sommerreps. Nach eingethaner Erndte streuen sie auf die jungen Pflanzen Salzbötzig, weil sie glauben, der Gips sey dem Esparzette nicht so vorträglich.

Sinsheim. Füttern ihr Vieh das ganze Jahr im Stalle, außer im Herbste betreiben sie einige Wochen ihr ansehnliches Wiesenthal. Sie bauen alle Arten Klee, aber säen keinen mehr in die Winterfrucht, sondern finden es vorträglicher, solchen in die Sommerfrucht einzuspritzen. Merkwürdig ist es, daß diese Bürger ihr Vieh sonst in den Wald auf die Weide getrieben haben, und da erlitten sie im Jahre 1740 und 1741 Viehseuchen. Seit der Zeit sie aber aufgehört, ihr Vieh in den Wald zu trei-

ben, und die Stallfütterung eingeführt haben, wissen sie nichts mehr davon.

Richen. Hat beständig Stallfütterung. Man bauet alle Arten Klee, macht auch Heu davon. Außerdem füttert man Burgunderrüben ꝛc. Seit 100 Jahren ist hier nichts von Viehseuchen gehört worden.

Kirchart. Hat beständige Stallfütterung; vor dem Kleebaue war schlechtes Vieh hier, jezt aber kommt es den andern hiesigen Ortschaften darin gleich.

Reyheim. Hat das ganze Jahr Stallfütterung, und baut vielen Klee. Den Esparzette säen sie mit großem Vortheile an die Anhöhen.

Elsens. Vormals trieben sie ihr Vieh in den Wald, seitdem der Kleebau aufgekommen, füttern sie Solches immer im Stalle, nur betreiben sie das Stoppelfeld. Vor dem Kleebaue, und dann während dem Viehtriebe hatten sie Seuchen, seit der Zeit keine mehr.

Steinfurt. Außer der Herbst-Wiesenweide wird kein Vieh getrieben, sondern immer im Stalle gefüttert. Seit dem Kleebaue ist ihnen nichts mehr von Viehseuchen bekannt.

Schluchtern. Hat beständige Stallfütterung. Ehe man noch den Kleebau gekannt, haben hier Viehseuchen grassirt; seit der Zeit weiß man nichts mehr davon, außer vor sechs Jahren bekam das Vieh Blattern auf die Zunge, es ist aber keines gefallen.

Möchten doch die übrigen Ortschaften dieses Oberamtes diesen Beispielen folgen, und durch den Kleebau, und die Stallfütterung sich der Dürftigkeit und Armuth entreissen!

Allgemeine Beobachtungen über die Stallfütterung.

Hier führe ich also 136 Ortschaften der ehemaligen Kurpfalz an, in welchen im Jahre 1771 zusammen 27478 Stücke Vieh gewesen waren. Es sind noch Mehrere in der Kurpfalz, und in dem größten Theile der Oberämter Bretten, Borberg und Ozberg ist die Stallfütterung ebenfalls eingeführt; ich habe aber keine besondere Erwähnung von den darin liegenden Ortschaften gethan, weil die Berichte mir nicht klar genug geschienen, und weil ich geglaubt habe, diese Anzahl von Städtchen und Dörfern

sey hinlänglich, um den ungegründeten Machtspruch der Unwissenden: Es geht bei uns nicht an! sattsam zu widerlegen.

Niemand wird glauben, daß in einer so beträchtlichen Zahl Ortschaften es nicht auch Arme gebe, und folglich sich überzeugen, daß bei diesen die Stallfütterung eben so möglich sey, als bei den Reichen. Im Gegentheile ist für diese Leute die Stallfütterung ein vorzügliches Gewerbe, da sie in der Milch Lebensunterhalt, und beim Viehverkaufe Geldverdienst haben. Und sie finden hierin die sicherste Quelle, bei gutem Haushaltungsgeiste und Fleiß sich zu erholen, und wohlhabende Bürger zu werden.

Auch für das Vieh ist es außerordentlich vorträglich. Viele sich Klugdünkende sind gleich mit der Antwort fertig: Wenn das Vieh keine Bewegung hat, so muß es ja krank werden! Sie nehmen sich die Erlaubniß, von den Menschen ein Beispiel herzunehmen, und überzeugen sich durch diesen Trugschluß so sehr, daß man sie umsonst eines Andern überzeugen wird.

Aber der unglückliche Mensch, der Narr, der seiner Seelenkräfte beraubt ist, und hierin sich den Thieren sehr nähert, kann Zeitlebens eingesperrt seyn, sich außerordentlich gesund dabei befinden, und ein hohes Alter erreichen. Nachdenken und sich nicht bewegen ist außerordentlich schädlich. Aber das Ding, das nicht denkt, kann Zeitlebens stille sitzen, sein Körper wird dadurch nicht Noth leiden.

Noch handgreiflicher beweisen dieß die oben angeführten Erfahrungen.

Von 72 Ortschaften, die Jahr aus Jahr ein Stallfütterung gehabt haben, sind 65 seit Menschengedenken gänzlich davon verschont geblieben; 6 haben Viehseuchen nur so gelinde gehabt, daß die Berichtgeber immer gesagt: sie hätten solche nur gespürt. In Stadecken allein war eine wirkliche Seuche.

Von 64 Ortschaften, die Stallfütterung mit Herbstweide gehabt, sind 5 ganz verschont gewesen; in 8 Ortschaften hingegen hat man Viehseuchen wahrgenommen, und in 5 haben sie wirklich grassirt.

Nach diesen Beobachtungen ist also klar: je mehr das Vieh zum Stalle hinaus kommt, je mehr Gefahren ist es ausgesezt.

Hingegen Jener, der sein Vieh das ganze Jahr im Stalle hält, hat die allergrößte Sicherheit, von der erschrecklichen Plage des Viehfalles verschont zu bleiben.

Dieß ist ein beträchtlicher Vortheil, der jedem die Augen öffnen sollte. Größer, unaussprechlich größer aber ist Jener, der durch die mehrere Gewinnung des Dunges erhalten wird. Denn da nach meinen, in dem ersten Abschnitte (hier nicht abgedruckten, s. S. 181) angeführten Grundsätzen in diesem Dunge der Urstoff der Fruchtbarkeit verborgen liegt, von der Fruchtbarkeit des Landes aber Segen und Wohlstand des Ganzen und der Einzelnen abhängt: so mag ein jeder ächter Bürger die Folgen ermessen, die von der Stallfütterung herkommen.

Und nun erlaube man mir, noch mit einem Blicke mein Vaterland zu übersehen. Da, wo der Unterthan blos vom Ackerbaue lebt, ist er um desto ärmer, je größer sein Weidstrich ist; wohlhabend ist er, wo er Stallfütterung hat,

und reich, wo er seine Stallfütterung durch den Kleebau unterhält.

Glücklich sind die Unterthanen, die ein vielleicht blinder Zufall genöthiget hat, wider ihren Willen durch die Stallfütterung sich in gute Umstände zu versetzen! Eben so glücklich Jene, die durch diese Beispiele klug werden!

Anhang von 1804.

Als ich in dem Jahre 1758 in Kurpfälzische Dienste trat, da waren die Ueberrheinischen Kurpfälzischen Staaten die wichtigsten, die diesseits gelegenen Oberämter aber, die Ortschaften um Mannheim und Heidelberg herum gelegenen ausgenommen, mit jenen Ueberrheinischen in keinen Vergleich zu setzen. Vorzüglich war damals das ehemalige Oberamt Alzei wegen seiner Fruchtbarkeit in einem sehr hohen Rufe, so daß es allgemein der Fruchtspeicher von Kurpfalz genennt ward. Minder fruchtbar, obgleich sehr berühmt deßwegen, war das ehemalige Oberamt Kreuznach. Die Oberämter Neustadt und Oppenheim zeichneten sich durch

den Weinbau, Germersheim durch den Rheinhandel aus. Hingegen war diesseits des Rheines vorzüglich die Kellerei Hilsbach in einer traurigen Lage, seine meisten Einwohner erwarben ihr Brod auswärts mit Taglohn, und der Odenwald lag noch in seiner, allen ehemaligen deutschen Ländern eigenen Kindheit. Wie sehr hat sich dieß alles in 46 Jahren umgeändert. Nun kann und muß man sagen, daß die diesseitige Pfalz der Ueberrheinischen den Rang abgelaufen habe, und daß sie gar nicht mit jenen Zeiten von 1758 in Betracht der Fruchtbarkeit zu vergleichen sey. Dieser wichtige Gegenstand verdient allerdings, daß ich ihn etwas näher beleuchte.

Der Ruf der Fruchtbarkeit, den ehemals das Oberamt Alzei genoß, lag weder in dem mehr begünstigten Himmelsstriche, denn dieser ist noch immer der Nämliche, noch in einem besondern Kunstfleiße, da dieser seit der Zeit sich vermehrt hat, sondern ganz allein in dem geringen Verhältniße seiner Gemarkung gegen die starke Bevölkerung. So weit die Geschichte reicht, war die Bevölkerung dasiger Gegend

ausnehmend; Dörfer lagen an Dörfern, jedes einzelne Dorf war, so zu sagen, überbevölkert, und daher die Urahnen dieser Gegenden schon genöthigt gewesen, alles Feld unter die Einwohner zu vertheilen, daher nirgends Feld zu gemeinem Weidstriche übrig blieb, alles Vieh, so gering es auch in der Anzahl war, dennoch im Stalle gefüttert werden mußte. Und diese wenigstens zwei Jahrhunderte andauernde Stallfütterung hat durch allmählige Dungvermehrung auf kleinen Gemarkungen diese große Fruchtbarkeit herbei geführt. So kümmerlich auch das Vieh unterhalten wurde, und so häufig man noch dazu wegen Holzmangel dasiger Gegenden den Dung zur Feuerung verwendete: so hat doch diese durch Jahrhunderte durch angehaltene Stallfütterung vermehrte Dungmasse die Fruchtbarkeit dieser Gegenden so erhöht, daß solche zu einem reichlichen Futterbaue hinreichte, und deßwegen dieser Gegend diesen großen Ruf zugezogen hat.

Vielleicht wird Mancher diese meine Erläuterung über die erhöhte Fruchtbarkeit dieser Gegenden in Zweifel ziehen, wenn er in den

einzelnen beigefügten Bemerkungen liest, daß man schon, wiewohl in geringer Anzahl, Klee daselbst angepflanzt habe. Dieß giebt mir Gelegenheit, zweier Männer zu erwähnen, die bald zu Ende des zweiten Viertels des achtzehnten Jahrhunderts mit wahrem Enthusiasmus anfiengen, in den Ueberrheinischen Gegenden nicht allein selbst Klee, vorzüglich Esparzette zu bauen, sondern auch den Anbau mächtig zu empfehlen. Diese würdigen Männer waren der damalige Hofgerichtsrath und Beamte Schlemmer von Sobernheim, und der sehr würdige Rath Ohan, welcher Leztere, wie ein wahrer Volkslehrer, sich alle nur erdenkliche Mühe gab, Jeden auf die großen Vortheile dieser neuen Kultur aufmerksam zu machen. Vorzüglich baute Lezterer die Esparzette an den steilsten, und daher zum Fruchtbaue undienlich gehaltenen Gebirgen an. Er fand, wie es bei jedem Anfange geht, sehr wenige Nachfolger, dennoch bezwang die Noth, nämlich der Futtermangel, den Widerwillen, und noch heut zu Tage ist die Esparzette in dem Oberamte Alzei das vorzüglichste Futterkraut, die während

ihrer Blüthe eine bezaubernde Schönheit über die dortigen Gegenden ausbreitet. Es war mir überaus angenehm, hier die Gelegenheit gefunden zu haben, die Namen dieser beinah vergessenen Männer unserm Zeitalter wieder in das Gedächtniß zurück zu rufen. Denn es ist das gewöhnliche Schicksal solcher Männer, die die undankbare Arbeit übernommen, ihr Zeitalter auf eine nüzliche Erfahrung aufmerksam gemacht zu haben, daß sie Anfangs wenig, oder gar keinen Beifall, im Gegentheile Verachtung einerndten; wenn diese Einführung aber in der Folge der Zeit sich dennoch bewährt findet, als die Urheber derselben vergessen, und dem Zufalle, oder dem Betriebe anderer Männer zugeschriebeu wird, was doch eigentlich dieser Männer Werk gewesen war. Die Herren Schlemmer und Dhan sind also die wahren Stifter des Kleebaues auf dem Ueberrheine, und ihre Namen verdienen der Nachwelt aufbehalten zu werden. Beinah dreisig Jahre später, nämlich 1770, waren Bernhard und Gugenmus die Hauptmänner, die auf der diesseitigen Seite des Rheines in der Pfalz

den Kleebau, vorzüglich den rothen Klee, und den Luzerner empfohlen. Daß diese Empfehlung einen raschern Fortgang gewann, und beinah, wie mit einem Zauberschlage, sich allgemein ausbreitete, daran hatte die Kurpfälzische ökonomische Gesellschaft durch ihre Empfehlung in Druckschriften, die in den Landkalender aufgenommen wurden, den größten Antheil. Auch waren die größern Gemarkungen der Ortschaften der diesseitigen Pfalz Ursache, daß man, ohne die übrige Kultur zu hemmen, mehr Klee anbauen konnte, welche mehrere Anzahl an Kleefutter die Viehzucht schnell empor brachte, die Dunghaufen vergrößerte, und dadurch die Fruchtbarkeit zusehends erhöhte.

Merkwürdig ist es, daß die damalige Ueberrheinische Pfalz nicht mit der diesseitigen Pfalz in Betracht der erhöheten Fruchtbarkeit gleichen Schritt hielt, sondern die diesseitige Pfalz mächtig voran gieng, während die Andere sehr langsam, und in beträchtlicher Entfernung ihr folgte. Hieran war die Meinung der Ueberrheiner schuld, nämlich daß sie alles das nicht allein schon wüßten, sondern auch schon praktisch

ausgeübt hätten, was man in dem Jahre 1770, und die folgenden Jahre mit Nachdruck zu empfehlen anfieng. Was sie aber nicht wußten, waren sie unfähig einzusehen, nämlich das ächte Verhältniß des Kleebaues, so zur Aufnahme des Ackerbaues erfoderlich ist. Ob man zwar in der diesseitigen Pfalz dieß Verhältniß lang noch nicht kennt, so wurde der Kleebau in der Morgenzahl in ihr dennoch viel häufiger angebaut, vorzüglich da man zu den Handelsgewächsen mehrern Dung nöthig hat, als zu dem Früchtenbaue. Der Ueberrheiner aber blieb bei seinem Fruchtbaue, der ihm zwar in den traurigen lezt verflossenen Kriegsjahren wegen dem häufigen Consumo auf der Stelle selbst sehr vieles Geld eintrug, in Friedenszeiten aber wenig abwirft, und einen Familienvater mit vielen Kindern kaum ernährt. Früchtenbau und Weinbau, so nöthig sie sind, sind gleichwohl demjenigen nicht vorträglich, der ihre Kultur selbst betreibt. Sie sind hingegen dem Staate Bedürfniß, aber den eigentlichen Vortheil werfen sie Jenen ab, die damit handeln, das heißt solchen, die Vermögen genug haben, den wah-

ren Ertragspreis abwarten zu können. Diesen können aber die allerwenigsten Bauern abwarten; ihr Bedürfniß nöthiget sie, ihre Crescentien so schnell als möglich ist, zu versilbern. So viel ich weiß, ist es blos der Krapp, den sie, als vorher ihnen unbekanntes Gewächs, in den neuern Zeiten in großer Menge anbauen, der aber meist diesseits des Rheines verkauft und fabrizirt wird, weil die hiesigen Handelshäuser stärkere Abnehmer haben. In den ehemaligen Zweibrückischen Staaten wird aber der Krapp meist in eigenen Darrstuben, die beinah jeder Krappbauer hat, getrocknet, und so in dem Gewichte außerordentlich vermindert, in die Krappfabrik nach Hagenau verführt, und dorthin zur gänzlichen Fabrikation verkauft. Dieses ahmte während dem Kriege mancher Ueberrheiner nach, aber bei der jetzigen bessern Aufsicht über die Waldungen fällt dieß Geschäft ganz hinweg, und der Krapp wird gleich, nachdem er ausgemacht ist, frisch in die Krappfabriken von Mannheim, Ladenburg und Heidelberg verkauft. In der diesseitigen Pfalz wird hingegen wenig Krapp gebaut, weil ihre ehemaligen

Handelsgewächse, nämlich der Oelbau, vorzüglich der Tabaksbau, selbst der Kleebau und das Heumachen davon, dann die täglich sich mehr ausbreitende Stallfütterung so sehr viele Hände beschäftigen. Unter die neuern Kulturen diesseits Rheins erhebt sich der Hopfenbau seit 10 Jahren ungemein. So viel Widerspruch der verstorbene Gugenmus deßwegen erdulten mußte, ja sogar seine selbst gewonnenen Hopfen gar nicht verkaufen konnte: so waren doch die diesen einheimischen Hopfen verfolgende Bierbrauer gerade diejenigen, die in der Folge sich auf dessen Anbau beinah ausschließlich legten, und zu ihrem eigenen Consumo Hopfengärten anpflanzten. Vorzüglich waren die Heidelberger und Mannheimer Bierbrauer Jene, die am stärksten diese Kultur betrieben. Vor einigen Jahren hat der hiesige Bierbrauer, Herr Behaghel, einen Hopfengarten angelegt, der selbst die Aufmerksamkeit des Durchreisenden verdient, da er, als ein wahrer Gartenkünstler, die Schönheit der Anlage mit dem Nutzen zu verbinden gewußt hat.

Nun aber fängt auch der Hopfenbau an, als Handelsartikel gebaut zu werden, da bisher die Bierbrauer dasjenige, was sie geerndtet, selbst verbraucht haben. Besonders zeichnet sich die sandige Gemarkung von Schwetzingen hierin aus, nämlich jene, die an der Chaussee liegt, auf welcher man von Mannheim nach Schwetzingen fährt. Hier sind seit zwei oder drei Jahren eine Menge von Hopfenäckern bereits angelegt worden, und wahrscheinlich wird in Kurzem dieß ganze Feld, jenes ausgenommen, so nah am Orte liegt, mit Hopfenäckern bepflanzt, und dadurch eine ehemals beinah öde Gegend zum größten Ertrage benuzt, und zugleich verschönert werden.

Inhalt.

Seite

I. Stadt- und landwirthschaftliche Beobachtungen, bei einer kleinen Reise im Jahre 1772 gesammlet. 1

II. Ueber die Rebenstöcke an Häusern und an Bäumen. 144

III. Von der Stallfütterung in der ehemaligen Kurpfalz. 181

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Medicus, Friedrich Casimir,

Oekonomische Abhandlungen

Bd.: 1

Leipzig (1805)

Oecon. 1208 d-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10297569-8